

017

Bibliothek
Techn. Hochsch. Breslau

12
9

Schlesische Kolonats- hefte



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE
KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

September 1936

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Nummer 9

Inhalt des Septemberheftes:

- Erich Emmerling: Das Riesengebirge
Heinz Rudolf Fritsche: Carl Maria von Webers Breslauer Zeit
Zum 150. Geburtstag
Heinrich Polloczek: Carl Maria von Weber in Karlsruhe OS
Schulrat Paul Schindler: Ein Beitrag zur Familiengeschichte Friedrichs
von Logau
H. Herwig: Waldemar Müller-Eberhart und sein Werk
Christian Peschek: Johann Adam Hensel, ein Heimatforscher vor 200
Jahren
Artur H. Knoblich: Sieben Jahrhunderte gestalten das Waldenburger
Bergland
Bergschullehrer F. Zimmermann: Der geologische Aufbau des Walden-
burger Berglandes / Schöpferische Kräfte im Waldenburger Bergland
Franziska Obst: Ein Besuch in der Alt-Schlesischen Bauernstube in
Fuchswinkel-Schmidtsdorf
Artur H. Knoblich: Abend am Roten Stein / Gedicht
Hans Stolzenburg: Industriestadt nachts / Gedicht
Erich Arndt: Abend im Gebirge / Gedicht
Josef Puder: Inse Grufmütterla / Gedicht
Friede Wenske: Der Büchernoarr / Gedicht
Egon H. Kaketten: Der Glasbläser / Gedicht
Ernst Kinner: Wir Rumpels / Gedicht
Maria Anders: Abschied im Herbst / Gedicht
Anny Mayer-Knoop: Aus: Gezeiten des Lebens / Gedichte
Mitteilungen: Die Winterarbeit des Reichssenders Breslau / Die
Schlesische Landesmusikschule / Schlesische Künstler der Gegenwart in
Düsseldorf / Konrad Duden, zu seinem 25. Todestage / Aufbauarbeit
im Grenzland OS / 1935, der erste Jahrgang der „Ober-schlesischen
Mitteilungen“
Schrifttum: Die „Schlesischen Spielbücher“ / „Friedrich der Große und
Oberschlesien“ / Doppelheft des „Ober-schlesiens“ u. a.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südens

13. Jahrgang

September 1936

Nummer 9

Das Riesengebirge.

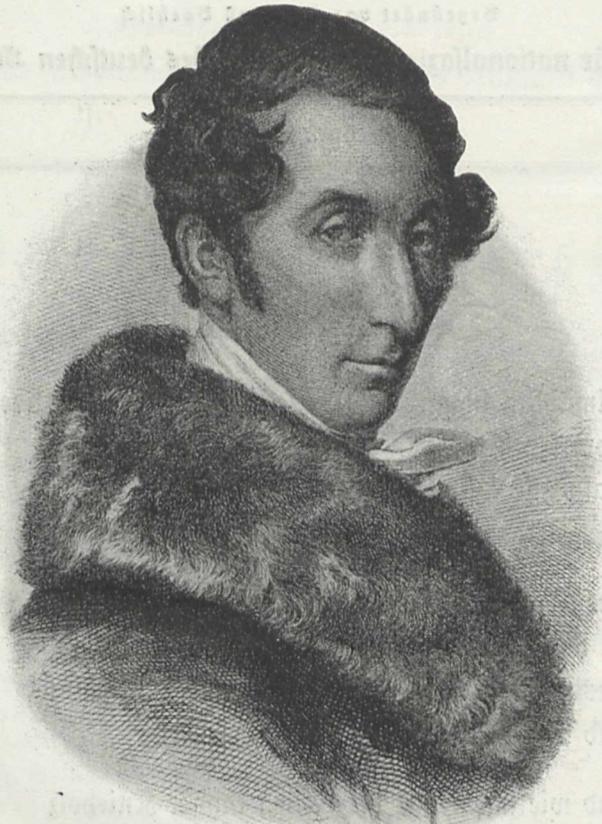
Allmählich schmilzt der letzte Schnee am Brunnberg.
Vom frischen Grün der jungen Gräser strahlen
Bald alle Hänge, überall blüht wieder
Die Bergwelt auf zu frühlingsstarkem Leben.

Der Sommer läßt dann wunderbar die Berge
In bunte Zauberwelten sich verwandeln.
Des Herbstes Stürme künden rauh den Winter
Und ewig dreht sich so der Jahre Reigen.

Und wie im Kranz der Zeiten immer Knieholz
Dort oben auf den Bergen wachsen wird,
Zerzaust von Wettern, sturmzernagt und dennoch
Zutiefst verwurzelt in dem kargen Boden.

So werden auch die Menschen des Gebirges
Nie aus den Tälern und den Bergen weichen
Und, mag sie noch so ärmlich sein, an Fremde
Die heißgeliebte Heimat nie verraten.

Erich Emmerling



Carl Maria von Weber

Bildnis Webers a. d. Lebensbeschreibung „Carl Maria v. Weber“ v. Max Maria v. Weber, Leipzig 1864
Gezeichnet: Schiemon; gestochen: Ad. Neumann

Carl Maria von Webers Breslauer Zeit 1804–1806

Zum 150. Geburtstage des Schöpfers der musikalischen Romantik

Von Heinz Rudolf Fritzsche

Die Musikgeschichtsschreibung als eine junge Wissenschaft hat im allgemeinen die Gewohnheit gehabt, die bereits früher von der Literaturwissenschaft geprägten Begriffsbestimmungen auch für die einzelnen Zeitabschnitte des Systems der Stilwellen im deutschen Musikleben und Musikschaffen zu übernehmen, wengleich sie auch diese Begriffe oft mit einem ihrem Blickfeld entsprechenden neuen Inhalt versehen hat. Darüber hinaus gibt es jedoch mitunter noch weitere Möglichkeiten, auch einige bis ins einzelne gehende Erkenntnisse der Literaturwissenschaft bis zu einem gewissen Grade ebenfalls für die Musikwissenschaft in Anspruch zu nehmen. Josef Nadler hat in seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ in überzeugender und heute allgemein anerkannter Weise die literarische Romantik sozusagen als das Kind einer „deutsch-slawischen Ehe“¹⁾ bezeichnet und dargestellt, daß die Träger dieser Richtung ursprünglich solchen deutschen Gebieten entstammten oder wenigstens in ihnen ansässig waren, die sich mit slawischen reiben und die zum Teil sogar Wiedereindeutschungen ehemals deutscher, aber eben slawisch überdeckt gewesener Landschaften sind. Es kann für die Gedanken des bekannten Prager deutschen Literaturhistorikers nur eine weitere anerkennende Bestätigung sein, wenn man versucht, diese Auffassung auch für die Musik anzuwenden, um sie einmal auch von dieser Seite her mit Nachweisen zu belegen und damit allgemein zu bekräftigen. Der bevorstehende Jahrestag des 150. Geburtstages des Schöpfers der musikalischen Romantik mag hierzu der Anlaß sein.

Wie uns Hermann von der Pfordten in seinem Volksbuch über Weber mitteilt, entstammt der Komponist einer in Niederösterreich begütert gewesenen Familie²⁾. Er stützt sich dabei auf die Angaben, die uns einer der zuverlässigsten Biographen Carl Marias von Weber, sein Sohn Max Maria, über den Ursprung der Familie Weber macht³⁾. Es mag zunächst sehr gesucht klingen, wenn wir die greifbaren Anfänge dieser in vielen Generationen ausgesprochen musikalischen Familie⁴⁾, die Max Maria um 1550 zum ersten Male nachweisen kann, trotz der Tatsache, daß sie später mehrere Generationen hindurch fern der alten Heimat lebte, als ausreichenden Beweis für die blutmäßige Veranlagung Carl Marias zur Romantik ansehen wollen. Indes werden sich aber für den Aufenthalt Webers in Schlesien einige Tatsachen aufzeigen

¹⁾ Josef Nadler: „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“. 3. Auflage, Regensburg 1931, drei Bände und Raumzeitafel. Vgl. Band 3, Seite 3.

²⁾ Hermann Frhr. v. d. Pfordten: „Carl Maria von Weber“, Leipzig 1919. Vgl. Seite 5.

³⁾ Max Maria v. Weber: „Carl Maria von Weber — ein Lebensbild“, Leipzig 1864 ff., drei Bände. Vgl. Band 1, Seite 9 ff.

⁴⁾ Vgl. Hermann W. v. Waltershausen: „Der Freischütz — ein Versuch über die musikalische Romantik“. München 1920. Seite 25 f.

lassen, die als entscheidende landschaftliche Eindrücke und als anregende Umwelteinflüsse jene sicher vorhandene Erbanlage eines „musikfrohen, slawischen Einschlages“⁵⁾ wieder — im wahrsten Sinne des Wortes — zum Erklingen gebracht haben müssen⁶⁾.

Der vorliegende Aufsatz, der sich im wesentlichen an die vielen interessanten und aufschlußreichen Einzelheiten hält, die uns Max Maria von Weber auch über das Breslauer Musikleben in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts mitteilt, will versuchen, die Breslauer Zeit Webers bei gegebenem Anlaß von diesem Blickpunkt aus zu behandeln, während Heinrich Polloczek in seinem nachfolgenden Aufsatz über „Carl Maria von Weber in Karlsruhe OS.“ die hier angebahnten Richtlinien bei der Betrachtung von Webers Aufenthalt im Geburtslande Eichendorffs fortführen wird.

Nachdem im Jahre 1798 durch eine — wie uns Max Maria von Weber mitteilt — „fast nur aus Breslauer Bürgern bestehende Aktiengesellschaft“⁷⁾ die Neugründung des hiesigen Stadttheaters unter dem Namen „Breslauer Nationaltheater“ erfolgt war, arbeiteten an diesem Institut insbesondere in den ersten Jahren seines Bestehens mehrere einflußreiche und fähige Theaterleiter, Kapellmeister und Schauspieler. Zunächst hatte seit dem Jahre 1800 der böhmische Komponist Vincenz Franz Cuzek (Vincenz Ferrarius) zwei Jahre lang die musikalische Leitung des jungen Opernunternehmens, für das er mehrere Singspiele, Melodramen und Possen schrieb, inne. Nach ihm übernahm der aus Braunschweig stammende und mit Lessing befreundete Professor Rhode — der eigentlich Lehrer an der Kriegsschule war — die künstlerische Leitung der Oper und betreute den begabten Musiker und Komponisten Heinrich Karl Ebell, der seine hauptberufliche Tätigkeit als Regierungsrat in Oppeln für einige Zeit unterbrach, mit der Leitung des Orchesters. Mitte des Jahres 1804 wandte sich Rhode, da Ebell die musikalische Leitung des Theaters wieder aufgeben mußte, an den Lehrer des jungen Carl Maria von Weber, den Abt Georg Joseph Vogler in Wien, dessen Opern zu dieser Zeit in Breslau nicht unbekannt waren, und bat ihn, er möge ihm für die freiverdende Stelle eine geeignete Persönlichkeit empfehlen. Die Wahl fiel bald auf den damals kaum achtzehnjährigen Weber, von dem sein Lehrer die Überzeugung hatte, daß er trotz seiner großen Jugendllichkeit wohl imstande sein würde, das Orchester eines bereits in kurzer Zeit berühmt gewordenen Operntheaters zu leiten. Weber wurde daraufhin im Juli des Jahres 1804 nach Breslau verpflichtet und trat hier seine erste Stelle im September des Jahres an, obwohl er sich wegen der dadurch notwendig

⁵⁾ Josef Nadler: a. a. O., Seite 515.

⁶⁾ Wie insbesondere das ausgezeichnete von Schiemon gefertigte Bild Webers erkennen läßt, trug er ausgesprochen die äußeren Merkmale der vor allem im südöstlichen Europa auftretenden dinarischen Rasse. Vgl. Hans F. R. Günther: „Rassenkunde des deutschen Volkes“, 16. Auflage, München 1933, Seite 107 und Seite 226: „Als besonders ausgesprochene Begabung eignet der dinarischen Rasse eine Begabung für Tonkunst, und es ist sicherlich kein Zufall, daß Tonkünstler verhältnismäßig häufig dinarische Züge rein oder beigemischt zeigen. Es ist auch bezeichnend, daß das Volkslied in Deutschland besonders lebendig ist in den vorwiegend dinarischen Gebieten.“

⁷⁾ Max Maria v. Weber: a. a. O., Seite 91.

werdenden „Lösung eines sehr zärtlichen Verhältnisses mit einer vornehmen Dame“⁸⁾ nur ungern entschloß, Wien zu verlassen.

„Wie von dem ersten Liede in Hamburg eine neue Epoche im inneren Leben Webers beginnt, die kräftige und farbenreiche Blüten nach außen trieb, so datiert vom Antritt seines Amtes in Breslau ein Abschnitt seines äußeren Lebens, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug zu veranschlagen ist, da während dessen die Ausbildung einer Fähigkeit angebahnt wurde, die er vor den meisten seiner berühmten Kunstgenossen voraus haben sollte. Es war dies sein künstlerisch-organisatorisches und sein Regie-Talent, das, bei den Neuschöpfungen der deutschen Oper zu Prag und Dresden, seine wertvollsten Früchte zu tragen bestimmt war“⁹⁾. Mit diesen Worten nimmt der Sohn Webers in seiner geradezu unerschöpflichen Biographie bereits jenes zusammenfassende Urteil vorweg, das später dahingehend eine berechnigte Ausweitung erfuhr, „daß Weber der erste moderne Theaterkapellmeister im Sinne Wagners wurde“¹⁰⁾. Weber, den wir getrost als den eigentlichen Entdecker der musikalischen Klangfarbe bezeichnen können, legte den Grund zu der später im „Freischütz“, in der „Euryanthe“ und im „Oberon“ meisterhaft von ihm durchgeführten Erweiterung der musikalischen Ausdrucksmittel zunächst durch eine umwälzende Änderung der Orchesteranordnung. Er schuf damit aus der Kraft seiner schöpferischen Eingebung zugleich auch im weiteren Sinne „die Grundlage des romantischen Orchesters mit seinen unzähligen Individualisierungsmöglichkeiten“¹¹⁾, die bei weitgehender Ausnutzung aller koloristischen und tonmalerischen Ausdrucksmittel das angestrebte Ideal der charakteristischen Klangfarbe im Sinne der Gewinnung einer „romantischen Harmonik“ schließlich erreichbar machten.

Obwohl diese Änderung der Orchesteranordnung, die — wie wir gesehen haben — im Grunde eben weit mehr als eine bloße „organisatorische“ Maßnahme war, begreiflicherweise zunächst auf einen starken Widerstand stieß, ja, obwohl sie sogar bald auch zu einem offenen Streit mit den Mitgliedern der Theaterleitung (und endlich zu seinem Weggange von Breslau) führte, ließ sich der junge Weber durchaus nicht beirren. Vielmehr war seine schöpferische Tätigkeit während der wenigen Jahre seines Breslauer Aufenthaltes recht rege, und die hier entstandenen Kompositionen verdienen durchaus nicht, als „Jugendwerke“ vorurteilsvoll beiseitegeschoben zu werden. Ja, sie gewinnen sogar, wenn man sie von dem eingangs angedeuteten Blickpunkt aus betrachtet, eine ganz wesentliche Bedeutung für die spätere Entwicklung des Komponisten als des Schöpfers der musikalischen Romantik!

Als besonders bezeichnend hierfür erscheint unter Webers Breslauer Kompositionen vor allem der Versuch der Komposition einer Rübezahl-Oper, bei dem wir nur bedauern können, daß der Komponist ihn nicht zu Ende geführt hat. Lange bevor Ludwig Spohr im Jahre 1825, angeregt durch den Stoff

⁸⁾ Max Maria v. Weber: a. a. O., Seite 87.

⁹⁾ Ebenda, Seite 88.

¹⁰⁾ Hermann W. v. Waltershausen: a. a. O., Seite 30.

¹¹⁾ Ebenda, a. a. O., Seite 33.

der Rübezahl-Sage, seinen „Berggeist“ komponierte, faßte Weber bereits wenige Monate nach seinem Antritt in Breslau den Plan, einen — wie Max Maria in seiner Biographie meint — „wahrscheinlich ursprünglich für Ebell bestimmten“¹²⁾ Operntext seines Theaterleiters, des Professors Rhode, zu vertonen, den der Verfasser im Anfang des Jahres 1805 in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift „Der Breslauer Erzähler“ unter dem Titel „Rübezahl“ veröffentlicht hatte. Wie wir bereits andeuteten, ist Webers Plan einer Komposition dieses Textbuches, der ihn während seines ganzen Breslauer Aufenthaltes beschäftigte, wohl infolge des scharfen Urteils des in dieser Hinsicht recht konservativen Spohr nicht bis zur Vollendung durchgeführt worden. Die Einleitungsmusik wurde später am 8. November 1811 in München völlig umgearbeitet und dürfte heute als die noch immer gern aufgeführte Ouvertüre zum „Beherrscher der Geister“ (Werk 27) im Verhältnis zu ihrer ursprünglichen Gestalt allerdings wohl kaum noch wiederzuerkennen sein. Die drei Geisterhöre („Süß lacht die Liebe den Jüngling an“), die hinter der Szene zu singen gedacht waren, das Rezitativ und die Ariette mit Kurt und den Gnomen („Bernahm ich hier nicht ihre Stimmen?“) und schließlich das „lebhaft und theatralisch wirksame“¹³⁾ Quintett für vier Soprane und einen Bass (Rübezahl) mit Begleitung von kleinem Orchester wurden erst 1870 zum ersten Male gedruckt, nachdem vorher nur ein Klavierauszug der Quintetts von Friedrich Wilhelm Jähns erschienen war¹⁴⁾. Dieses Quintett ist insbesondere darum so aufschlußreich, als es bereits die zwei Klarinetten in einer Weise verwendet, welche die später in München erfolgte Ausbildung des Gebrauchs der Klarinette vornehmlich in der tiefen Lage als eines charakteristischen Instrumentes der musikalischen Romantik anzubahnen scheint. Das gleiche gilt auch für die Hörner, die später ja bekanntlich als selbständige Instrumentengruppen den musikalischen Ausdruck deutscher Waldespoesie geschaffen haben und die mit ihrer volkstümlichen Melodie schon jedem auch nur mittelmäßigen Kenner des „Freischütz“ immer im Ohr klingen werden.

Die Hinwendung Webers zur Volkstümlichkeit im Melodischen findet andererseits in der Verwendung nationaler Melodien anderer Völker ihre Entsprechung, wofür seine Breslauer Schaffensperiode auch immerhin von einiger Bedeutung ist. So verwendete er einige sarazenisch-sizilianische Originalmotive in seiner nachgelassenen „Romanza Siciliana per il Flauto principale“, die er für seinen Breslauer Freund, den Kaufmann Zahn, der ein ausgezeichneter Flötenspieler war, gleichsam als eine Gelegenheitskomposition geschrieben hatte. Dieses am Weihnachtsabend des Jahres 1805 vollendete Konzertstück hat „eine schön empfundene Romanzenmelodie, welche die Flöte meist ganz ungeschmückt wie einen weichen Hirtengesang vorträgt; nur einige Male erklingen mächtige Bravouren hinein“¹⁵⁾. Eine ungleich wertvollere

¹²⁾ Max Maria v. Weber: a. a. O., Seite 99.

¹³⁾ „Leipziger Allgemeine Musik-Zeitung“, Jahrgang XLII, Seite 315.

¹⁴⁾ Vgl. auch Friedrich Wilhelm Jähns: „Carl Maria von Weber in seinen Werken“, 1871.

¹⁵⁾ „Leipziger Allgemeine Musik-Zeitung“, Jahrgang XLI, Seite 1042.

Komposition ist in diesem Zusammenhange freilich die auf ein chinesisches Motiv aufgebaute, heute leider verlorengegangene „Ouverture Chinesa“, die aber in einer am 12. September 1809 in Ludwigsburg erfolgten Umarbeitung noch heute in der „Ouverture zu ‚Turandot‘ von Schiller“ (Werk 37) fortlebt, nachdem sie bei einer Aufführung von Schillers „Turandot“ in Stuttgart „als höchst passende, geistvolle Einleitung zu diesem Stücke“¹⁶⁾ empfunden wurde. Was sonst noch während Carl Maria von Webers Breslauer Zeit an Kompositionen entstand, sind ein durchkomponiertes Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung: „Jüngst saß ich am Grabe der Trauten allein“ (Werk 30, Nr. 1) und ein nachgelassenes vierstimmiges Grablid mit Orchesterbegleitung: „Leis wandeln wir im Geisterhauch“, die beide in diesem Zusammenhange allerdings von keinerlei Bedeutung sind. Sie sollten der Vollständigkeit halber hier nur deshalb kurz angeführt werden, weil sie als Jugendstücke des damals ja kaum achtzehnjährigen Weber eine auffallend schwermütige Grundstimmung zeigen. Man wird dabei allerdings auch bedenken müssen, daß die zweite Liedkomposition auf Grund einer auftragsweisen Bestellung aus Anlaß der Beisetzung einer Breslauer Bürgerin entstanden war.

Es sind also, wenn wir zum Abschluß noch einmal die beiden Jahre des Aufenthaltes Webers in Breslau überschauen, im wesentlichen zwei Tatsachen, die den Anfang des erfolgreichen Weges bezeichnen, den der Komponist später als Schöpfer der musikalischen Romantik genommen hat. Bekanntlich war Weber schon in seiner frühesten Jugend als Sohn eines reisenden Theaterunternehmers des öfteren mit der Bühne in Berührung gekommen: „Die Bühne war sein Spielplatz und wurde sein Königreich“¹⁷⁾. Nach den sicherlich nachhaltigen theatralischen Jugendeindrücken ist Breslau die erste Stufe in der musikalisch-praktischen Tätigkeit Webers für die deutsche Oper. Breslau weist ihm den Weg für seine spätere auftragsweise erfolgte Gründung und Betreuung einer deutschen Oper in Prag (1813), der „wichtigen Sammelstätte“ der Romantik, und in Dresden (1816), „dessen Kunstschätze und Hofkirche mit der Bildungsgeschichte der Romantik verwachsen waren“¹⁸⁾, und das zu einer Zeit, in der es — nach der im Jahre 1738 wieder abgeklungenen Blütezeit der ersten stehenden deutschen Oper in Hamburg — in Deutschland nur eigentlich eine einflußreiche italienische Oper gab.

„Das Entscheidende der Romantik ist ihre nationale Bedeutung, die künstlerische steht erst in zweiter Linie“ — von dieser Haltung aus faßt Hermann von der Pfordten die Musik nicht als eine rein ästhetische, sondern vielmehr als eine nationale Erscheinungsform der Kunst schlechthin auf¹⁹⁾. Webers besondere nationale und kulturpolitische Bedeutung liegt demnach neben der Begründung des musikdramatischen Stils vor allem in der Schaffung einer deutschen Volksooper, die im „Freischütz“ ihr erstes großes Schulbeispiel

¹⁶⁾ Max Maria v. Weber: a. a. O., Seite 105.

¹⁷⁾ Hermann Frhr. v. d. Pfordten: „Deutsche Musik, auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt“. Leipzig 1920. Seite 186.

¹⁸⁾ Josef Nadler: a. a. O., Seite 550.

¹⁹⁾ Hermann Frhr. v. d. Pfordten: „Deutsche Musik“, Seite 2.

bekommen hat. Wie wir gesehen haben, liegen die frühen, nicht nur textlichen, sondern auch musikalisch-klanglichen Grundlagen dieser ersten und eigentlich einzigen deutschen romantischen Oper ebenfalls in denjenigen Umwelterlebnissen Webers begründet, die während seines Aufenthaltes in Breslau und vornehmlich im walddreichen Oberschlesien, als dem Geburtslande Eichendorffs, seine eingangs erwähnten Erbanlagen zur Auswirkung gebracht haben. Das ostdeutsche Landschaftsbild Schlesiens, das im Sinne Josef Naders die „romantische“ Landschaft Eichendorffs ist, das Rauschen der ober-schlesischen Wälder und das chevalereske Milieu am Hofe des Herzogs Eugen von Württemberg in Karlsruhe in Oberschlesien sind die einwandfrei greifbaren Wurzeln der deutschen musikalischen Romantik, die rund fünfzig Jahre später in Richard Wagners „Tristan und Isolde“ ihre Erfüllung fand.



Carl Maria von Weber in Karlsruhe 1806.

Von Heinrich Pollorzef

Die Musikwissenschaft hat bisher nur ganz vereinzelt den Versuch unternommen, die vielfältigen Erscheinungsformen der Musik und des musikalischen Schaffens nach Gesichtspunkten zu durchforschen, wie sie der Literaturhistoriker Josef Nadler in seiner bedeutenden „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ für die Erscheinungsformen der Dichtung in Anspruch genommen hat. Indessen können wir, ohne dabei ungewisse Behauptungen aufzustellen, rein gefühlsmäßig erkennen, daß eine innerlich einheitliche Musikentwicklung — beispielsweise während der Höhe der Klassik — an bestimmte landschaftliche Zentren gebunden ist. Wir brauchen dabei nur an die bekannten Gruppierungen der Berliner, Mannheimer und Wiener Schule zu denken. Die zu lösende Aufgabe wird allerdings schwieriger, wenn man das 19. Jahrhundert, also die musikalischen Romantiker, unter dem hier kurz angedeuteten Gesichtspunkt betrachtet. Freilich können wir im Rahmen dieses Aufsatzes den angedeuteten Fragen nicht nachgehen, doch dürfen wir der Überzeugung leben, daß ihre Lösung eines Tages der deutschen Musikwissenschaft gelungen sein wird.

Im vorhergehenden Aufsatz hat Heinz Rudolf Fritsche, von diesem Blickpunkt ausgehend, „Carl Maria von Webers Breslauer Zeit“ gewürdigt. Die folgenden Ausführungen wollen in entsprechender Betrachtungsweise das Carlsruher Idyll und seine Einwirkung auf den Entwicklungsgang des jungen Komponisten darstellen.

Für den künstlerischen Werdegang Carl Maria von Webers bildet der Carlsruher Aufenthalt insofern einen bedeutungsvollen Zeitabschnitt, als er einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die innere Reise des Zwanzigjährigen auszuüben vermochte, ihm darüber hinaus einen mystischen Befehl für das weitere künstlerische Schaffen erteilte und die Ausbildung eines eigenen Stiles förderte.

Es war im Oktober des Jahres 1806, wenige Monate, nachdem Weber den Taktstock als Breslauer Theaterkapellmeister aus der Hand gelegt hatte, als er einer Einladung des Herzogs von Württemberg nach Karlsruhe in Oberschlesien folgte und hier von der fürstlichen Familie aufs herzlichste empfangen wurde. Man stellte ihm als Unterkunft eines der Kavalierrhäuser zur Verfügung, die den Schloßplatz kranzförmig umsäumten, ließ ihn von Hoflakaien bedienen und bat ihn nur am Mittag und Abend an die herzogliche Tafel. Im übrigen durfte er sich als Gast des Herzogs fühlen und stand in keinem Dienstverhältnis zu seinem fürstlichen Gönner.

Carlsruhe war zu jener Zeit der waldumrauschte Musensitz des Herzogs Eugen Friedrich von Württemberg, dem der Plan vorschwebte, in aller Abgeschlossenheit des ober-schlesischen Waldes ein zweites Weimar erstehen zu lassen — und es gelang ihm auch, den kleinen Ort in musikalischer und

theatralischer Hinsicht eine anziehende Bedeutung zu geben. Im Mittelpunkt dieser kleinen Welt stand die im Jahre 1794 gegründete Hofkapelle, die den Dienst im Theater und die Ausführung der Konzerte zu versehen hatte. Zweimal in der Woche fanden Musikabende statt, und jedermann, ganz gleich, ob er Bürger des Ortes oder ein Fremder war, erhielt unentgeltlich und „mit viel Artigkeit“ eine Eintrittskarte ausgehändigt, ohne nach Name, Stand und Wohnort gefragt worden zu sein. Fast täglich musizierte fernerhin ein auserlesenes Kammermusikensemble vor kleinem Kreise in dem intimen Kokokosaale des Schlosses. Bei diesen Aufführungen blies dann der Herzog die Oboe, der Hoftheaterintendant Herr von Rohr spielte die Viola, am Klavier wechselte sich die Herzogin mit ihrer Hofdame Fräulein von Belonde ab, Weber sang zur Gitarre oder spielte mit den Damen. Wurde Quartettliteratur aufgelegt, dann erweiterte sich der Kreis der Spieler noch durch den Hoftheatermaler, Violinisten und Cellisten Groß und den Hornvirtuosen Dautevaux, der als Kanzlist in den Diensten des Herzogs stand. „Nichts glich dem Reize dieser geselligen Abende im Familienkreise, die fürstliche Verhältnisse, edle Gesinnungen, die Liebenswürdigkeit und der Geist der Frauen, die Behaglichkeit eines wohlgeführten Hauswesens, die Talente und die Biederkeit der Männer in gleichem Maße schmückte und wo gleichsam die edelsten Geister alle, die jemals in Tönen gedacht haben, als geliebte und traute Mitglieder der Gesellschaft heimisch waren.“

In dieser Welt fühlte sich Weber nun wie in ein Paradies versetzt! Fern aller Not des Alltags, von allen aufs herzlichste aufgenommen, „umweht von dem Hauch fürsorglicher Liebe“, konnte er seiner Musik und seinen Stimmungen nachgehen — ein Glücksfall, wie er nur wenigen Musikern beschieden war. So ist es nur zu begreiflich, daß Webers Sohn und späterer Biograph, Max Maria von Weber, über diesen Aufenthalt seines Vaters schrieb: „Unzweifelhaft ist es, daß die Monate, die Carl Maria in Carlsruhe zubrachte, zu den hellsten Lichtpartien in dem so schattenreichen Bilde seines Lebens gehören. Er selbst pflegte später an sie wie an einen goldenen Traum zurückzudenken und versicherte, nie so reich wie damals an Musik, zugleich aber in dem Bewußtsein selig gewesen zu sein, sie innerlich austönen lassen zu dürfen, ohne an ihre Verwertung für das Leben besorgt sein zu müssen.“

Die Werke, die der junge Meister hier schuf, gehören sämtlich der reinen Instrumentalmusik an, und wir können annehmen, daß er mit diesen Kompositionen eine kleine Dankeschuld an den gastfreundlichen Herzog hatte abtragen wollen. Zum Wertvollsten, was er hier geschaffen, zählen neben einem sehr beachtenswerten Konzert für Horn und Orchester die beiden Sinfonien in C, deren rasche Niederschrift innerhalb von eineinhalb Monaten als ein Beweis für die schöpferische Kraft des Komponisten und für die glückliche Stimmung angesehen werden kann, in der er sich begreiflicherweise befunden haben muß. Beide sinfonischen Werke sind den vorhandenen Verhältnissen angepaßt. Die Hörner haben den Vorzug, der Oboe wird — wohl aus Liebe für den Herzog — eine schöne Kantilene zugebracht, die Flöte ist nur einfach besetzt, Klarinetten fehlen ganz und der Streichkörper ist auch

nur für kleine Besetzung gedacht. Die bedeutendere der beiden Sinfonien ist die erste. Sie überrascht in vielen Fällen durch Einfälle, die den Schöpfer des „Freischütz“ nicht verleugnen, und sie kommt im ersten Satz — dem poetischen Hauptstück, wie Kretschmar meint — einer Erzählung gleich. Der Reim zu den reifen Werken der späteren Zeit ist in dieser Sinfonie gelegt, und im Durchbruch eines persönlichen Ausdrucks, der in der melodischen Erfindung auf die romantische Ausdruckswelt hinweist, liegt für uns die allgemeine Bedeutung der in dieser Zeit geschaffenen Werke.

Überschauen wir das weitere Schaffen, überhaupt das Lebenswerk Webers, so wissen wir auch, daß sich in ihm eine bestimmte ursprüngliche Begabung immer stärker durchsetzt, „die auf deutschem Boden gewachsene, nur ganz im Gefühlsmäßigen zu erfassende Naturromantik.“ Sie tritt uns niemals leuchtender entgegen, als in seinem dramatischen Hauptwerk, dem „Freischütz“, und sie ist nirgend anderswo empfangen worden, als in der oberschlesischen Landschaft! Hier empfing Weber seine entscheidenden Eindrücke für die subjektive Betrachtung der Natur, die den Kern seiner Romantik ausmacht. Die „Freischütz-Werdung“ ist ohne „die im Innersten mitempfundene Umwelt, die als bodenständiges, d. h. als deutsch-volksmäßiges Element auf den Musiker wirkte, nicht zu denken.“ Diese Umwelt, von der hier Eugen Charie spricht, bedeutet für Weber der Carlsruher Aufenthalt! Freilich wäre es zu weit gegangen, wollte man behaupten, daß Weber erst hier den Wald mit seinem Zauber entdeckte. „Wer aber die subtile, feinnervige, in Stimmungen auf das Feinste reagierende Seele beim Dondichter kennt, muß gestehen, daß durch derartige Eindrücke die Neigung und das Vorhandensein solcher Fähigkeiten erst recht geweckt werden.“

In Karlsruhe erwachte in Weber jene uralte Melodie von der blauen Blume, von Sehnsucht, Waldesrauschen und Einsamkeit. Ein Lied begann zu singen, das in den Straßen und Gassen der verwinkelten Residenz, in der Blütenpracht des französischen Gartens, in den Tempeln und Wasserkünsten des Parks und in den sanft ansteigenden Hügeln des Weingartens seit Jahrhunderten wie eine Märchenprinzessin geschlafen hatte. Kann es uns wundern, wenn der jugendliche Künstler dem Zauber des Waldes mit seinen Schreckgespensten und Fabelwesen verfällt und sich an den bunten Bildern seiner Phantasie berauscht? Muß er nicht in der Einsamkeit der weitausgedehnten Wälder lernen, auf seine innerste Stimme zu hören, der er dann mit neuen Mitteln Ausdruck gibt? Aus der traumhaften Verbundenheit mit der Natur, der gläubigen Hingabe an das Unausprechliche, das ahnungsvolle Erschauern vor freundlichen oder dämonischen Gewalten, erklären sich die Lieblingsstimmungen seiner späteren Bühnenwerke. Diesem oberschlesischen Aufenthalt verdanken jene Szenen seiner Werke ihren Ursprung, in denen das Wehen der Abendlüfte, das Flüstern der Blätter, das Schweigen und Rauschen des Waldes, kurz, alle Naturerscheinungen gezeichnet werden — ganz abgesehen von der Darstellung des deutschen Volkslebens, das mit nie zuvor erreichtem Reiz im „Freischütz“ geschildert wird. Motive wie die Bauernkirmis, das Königsschießen, der Jungfernkranz, der Aberglaube, das Jägerkolorit, um

nur einige zu nennen, haben ihre Wurzeln letztlich in der schlesischen Landschaft, ihr gehören sie an und durch sie werden sie uns wieder verständlich. Niemand war mehr berufen als Richard Wagner, der dem Werke Webers mehr verdankt als irgend ein anderer, das Geheimnis der Freischütz-Wirkung auf den deutschen Menschen in Worte zu kleiden: „O mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der „Freischütz“ entstand. Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den „Freischütz“ liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Tage glaubt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebtten! Ach, du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfsturm- glocke, wenn es sieben schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir so wohl, daß ich ein Deutscher bin!“

Vom „Freischütz“ sprechen, heißt, auch vom Sieg der deutschen Nationaloper über die italienisch-französische künden, heißt, Weber als „nationalen Kultur-trägers“ zu gedenken, „der dem deutschen Volke für seine Zeit die Hoffnung aller Romantik erfüllte: Die Sehnsucht nach dem Ideal einer wahren, echten, in den Ahnungen des Volksgeistes wurzelnden Kunst.“

Von Weber führt der Weg weiter über Spohr und Marschner, vorbei an der antiromantischen Strömung der vierziger Jahre des vergangenen Jahr- hundertts, bis zu der Krise, in der sich Bestand oder Untergang der deutschen Nationaloper entscheiden sollte. —



Ein Beitrag zur Familiengeschichte Friedrichs von Logau

Von Paul Schindler

Erinnern wir uns doch schnell vorweg einiger Daten aus dem Leben unsers schlesischen Landsmannes und Dichters der 3000 Sinnsprüche: Geboren 1604 auf dem Gut Dürr Brockuth im Kreise Strehlen — der Tag seiner Geburt kann nicht ermittelt werden, da das Taufregister der Kirche zu Siegroth, wohin Brockuth eingepfarrt war, erst mit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt; Vater stirbt ein Jahr nach der Geburt des Kindes; Friedrich besucht das Gymnasium in Brieg, wo er in dem Herzog Johann Christian auch einen wohlwollenden Gönner findet; nach abgeschlossenem juristischen Studium tritt er in den Dienst seines fürstlichen Gönners; später finden wir ihn als herzoglichen Rat am Hofe des Herzogs Ludwig, mit dem er 1654 nach Liegnitz übersiedelt, wo ihn schon im Jahre darauf ein zu früher Tod ereilt; er ist zweimal verheiratet gewesen, in zweiter nicht glücklicher Ehe mit einer Tochter des briegischen Hofmarschalls Balthasar von Knobelsdorf, Helene.

Nicht ohne Wehmut erinnern wir uns an jenes unbegreifliche Verhalten seines Sohnes Balthasar, der, selber Dichter und von seinen Zeitgenossen über Gebühr verherrlicht, nichts zur Lebendigerhaltung des Dichterruhmes seines großen Vaters getan hat. Nicht einmal um die Aufzeichnungen seiner genauen Lebensumstände hat er sich bemüht. Daher kommt es, daß Logaus Lebensgeschichte noch immer erhebliche Lücken aufweist. Es ist das Verdienst Lessings und später G. Eitners, durch Neuausgaben seiner Sinnsprüche und durch die liebevolle Sammlung von Daten zu seinem Lebenslaufe seine Gedichte dem Literaturschatz bleibend wiedergewonnen zu haben.

Wie oben schon gesagt, kannte man bisher Namen und Herkunft nur der zweiten Frau Logaus, Helene von Knobelsdorf. Mancher seiner Sprüche aus jenem Lebensabschnitt scheinen als Stoßseufzer über seine unglückliche Ehe gedeutet werden zu sollen, wie der:

Soll W bei Ehe sein, ist's besser, man begräbet
Ein fromm Weib, als daß die, die böß ist, immer lebet.

Dagegen muß unser Dichter mit seiner ersten Frau, wie das auch wieder seine Sinngedichte widerspiegeln, überaus glückliche Jahre verlebt haben. Reich und voller Lebensfreude ist sein dichterisches Schaffen in dieser Zeit trotz der allgemeinen Kriegsnot und trotz seiner wirtschaftlichen Notlage, aus der er bei seinem dürftigen Einkommen aus seinem Amte mit 306 Rthlr. jährlich und aus seinem Gute Brockuth, das während des Krieges völlig verwüstet worden war und keinen Ertrag abwarf, sich zeit lebens nicht herausarbeiten konnte. Nur der verklärende Schein eines sonst glückvollen Lebens konnte unter anderen jenen tiefempfundenen schmerzlichsüßen Sang „An mein väterlich Guth, so ich drey Jahr nicht gesehen“ gestalten, und nur ein daseinsfrohes, tatbereites Leben läßt ihm selbst die Sorgen um sein stark überschuldetes und von

Wallensteinschen Truppen völlig zur Wüste gemachtes Vatererbe in lichtigem Golde erscheinen.

Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüsten Auen!
Die ich, wenn ich euch seh, mit Ehrenen muß betauen,
Weil ihr nicht mehr seyd ihr; so gar hat euren Stand
Der freche Mord-Gott Mars grund auß herum gewand . . .
Ich habe dich, du mich, du süße Vater-Erde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auff meinem eigenen Herde . . .

Und wer hat solchen Sonnenschein über seinen Weg gebreitet? Wer ihm den Glauben an die Beständigkeit des Glückes über alle Dürftigkeit des Alltags hinaus geschenkt und gefestigt? Das war seine geliebte erste Frau, eine Tochter des Heinrich von Gritschreiber und von Czopfkendorff auf Gut Oberrosen (Kr. Strehlen), demselben Gut, aus dem einst auch seine Mutter Anna von Reideburg stammte.

Bei Gelegenheit der Durchforschung der Ortsakten des genannten Dorfes im Staatsarchiv Breslau (Rep. 21) stieß ich auf einen Originalbrief der Anna Maria von Jalousky an den schlesischen Herzog George von Brieg vom 20. Januar 1660, der mir jene neue Kenntniss über die Abstammung von Vogaus erster Gattin vermittelte. Da dieser Brief auch in anderer Hinsicht für die Lebensverhältnisse unseres Dichters aufschlußreich ist, soll er im Wortlaut wiedergegeben werden:

Durchlauchter Hochgebohrner Fürst, gnädiger Fürst vndt Herr, Ew. fürstl. gnaden ist bey anwünschung Eines friedtfertigen Neuen Jahres, vndt allen anderen Aufnehmenden fürstlichen Flor, mein Zue Gott Inbrünstiges gebeth in Demuth Zu Vor bereit, Vndt soll Eg. (Eurer Gnaden) in Demuth Uneröffnet nicht laßen, Wie daß abgewichener Jahre Meine Fraw Groß Mutter Weylandt Fraw Isoldo Rosina gebohrne Dyhrin, deß Weylandt Heinrich von Gritschreiber, damaln besizern des Guttes Rosen Eheliebsten Zue dehren sonderen Großen hohen Nothturfft vndt Beförderung Ihrer Tochter Hochzeit, damaln mit dehme auch Weylandt (Titul:) Herrn Friedrich Von Vogen, fürstl. Briegisch, Liegnitzischem Rathe Pahr (bar) vndt in treuen So nunmehr an Capital vndt Interesssen zusammen Biß in 200 Thl. Schles. belauffen, Vorgeliehen; Wie nun solche Schuldt Jederzeit, auff beschehenes Suchen vndt Einkommen Von Herrn Vogen, auch allemahl Von deßen nachgebliebenen Jungfraw Tochter Anna gebohrne Vogen Klar vndt richtig Zugestanden, mit gebührender abführung aber wie sehr vndt oft auch solche gesucht, bißher Cunctiret (gezaudert); Vndt aber, Wie Ich nunmehr gewisse erfahrung brachte, wie obermelte Jungfraw Anna geb. Vogen, Wegen Ihrer Fraw Mutter vndt groß Mutter Ein gewißes (eine Hypothek) annoch auß dem Gutte Rosen Zuerfordern; Alß habe in Anführung meiner gewissen Klahren Vndt Rechtmäßigen anforderung, Vndt weilen Ich anderer gestaldt hierzu nicht gelangen mögen, auß solche Ihre anforderung Zue Rosen, Einen arrest legen sollen, Will auch

Solchen hiermit in optima juris forma, wie es am Kräftigsten sein soll, Ran oder mag, geschlagen haben, Mit gehorsamer demüthiger Bitte Solchen arrest Von Rechtswegen gültig anzunehmen, Vndt selbeten Biß Vndt so lange Ich Zue meiner gebührenden anforderung gelange, Kräftig sein laßen, Jungfraw Anna geb. Login solchen Zu insinuiren, Mir aber Zue meiner Sicherung hierob beglaubte Vndt Besiegelte Accognition umb die gebühr in gnaden Ertheilen Zu laßen, Welches mit Gebeth Vor Eg. fürstl. Wohlergehenheit, bey Gott Zue Erbitten Verharre lebenslang der fürstl. gnaden

Zue Gottgebethschuldigten

Anna Maria Jaluffkin geb. Kelschen.“

Zum besseren Verständniß des Briefes sei der ihm zugrundeliegende Sachverhalt unter Benutzung der im Staatsarchiv vorhandenen Extrakte aus den Testamentsregistern (Rep. 21, III 34) kurz angedeutet: Heinrich von Reideburg auf Oberrosen vererbte im Jahre 1601 sein Gut seinem Sohne Hans Heinrich mit der Verpflichtung, dessen Schwester Anna, der Mutter Friedrichs von Logau, ein Elternteil zu gelegener Zeit auszuführen. Der Bruder konnte diese Schuld aber niemals flüssig machen. Sie blieb auch festgefroren, als Heinrich von Gritschreiber das Gut im Jahre 1616 erwarb. Nach Annas Tode ging die Forderung auf ihren einzigen Sohn erster Ehe, Friedrich von Logau, über. Auch der sah nie etwas von jenem Gelde, da unterdessen infolge der Wirren des 30jährigen Krieges eine ungeheure Güterabwertung eingetreten war. Und er hätte dieses Geld doch so notwendig gebraucht, um seine seit Jahrzehnten ihn drückenden Schulverbindlichkeiten einzulösen. So schuldete er seinem Onkel Heinrich von Reideburg die Summe von 1000 Rthlr. und seiner Base Anna Marie von Ritschkau die Summe von 1500 Rthlr.

Hoffentlich fügt es der Zufall, noch nähere Aufschlüsse über die Lebensumstände unsrer Dichtersgattin zu erfahren.



Waldemar Müller-Eberhart und sein Werk

Von H. Herwig

Um die Jahrhundertwende wurde in der Dichtung überall ein Suchen nach neuen Ausdrucksformen spürbar. Die breit dahinfließende Romanform des Realismus wurde abgelöst vom knappen, skizzenhaften Tagebuch- oder Briefroman. Für die streng metrische Versform der Lyrik schuf Arno Holz die reimlose freie Form, die von jedem Versmaß unabhängig war. Im Drama wurde die literarische Sprache des Cheaters ersetzt durch die einfache, lebendige Umgangssprache des Alltags. Überall ein Verzicht auf die alten Formen zugunsten einer gelösten, freieren Darstellung des dichterischen Vorwurfs. Die Sprache des Dramas hat sich also fortentwickelt — nicht aber die Form. Die ist die gleiche geblieben, wie sie aus der Antike übernommen wurde: Einteilung in Akte, Szenen, Auftritte, Sprechpartien, die durch nüchterne Bühnenanweisungen unterbrochen werden. Eine Schreibweise, die für den Regisseur übersichtlich ist, für den Leser aber die Schwierigkeit bietet, daß er sich auf Grund der Anweisungen zunächst eine Bühne vorstellen muß, um auf ihr dann die Handlung zu erleben, die unmittelbares Leben darstellen soll. Das Lesen des Dramas ist also ein notgedrungener Umweg, und erst mit der Aufführung ist das dramatische Kunstwerk erfüllt. Waldemar Müller-Eberhart fragte sich nun, ob es nicht möglich wäre, eine neue, in sich abgeschlossene selbständige Kunstform zu finden, die sich auch ohne Bühne durchsetzen kann, bis sie endlich die Bretter erobert.

Deshalb verzichtet er in seinen Volksspielen auf das übliche dramatische Schema und gestaltet alle Bühnenanweisungen und technischen Angaben zu novellistisch-epischer Form um. Personenbezeichnungen und Akteinteilungen fallen dann fort — das Drama erscheint auf den ersten Blick in Gestalt einer Novelle. Und doch erfordert diese Dramennovelle im ganzen Aufbau, in der Dialogführung, in Spannungen und Entspannungen eine andere Ausdrucksform, intensivere dramatische Verdichtung als die reine Novelle. Das beweist die Gegenprobe: es gibt keine Novelle in der deutschen Dichtung, deren Dialoge man als Rollen herauschreiben könnte, um sie zu spielen. Die Novelle darf, sooft es paßt, den Dialog unterbrechen, um die erzählende Beschreibung hervortreten zu lassen. In Müller-Eberharts neuer Dramenform ist das nicht möglich, das Ziel ist immer die Aufführung.

Nun kommt aber nur ein Teil aller in Deutschland erscheinenden Werke wirklich zur Aufführung. Alle anderen muß das Publikum in der herkömmlichen Schreibweise lesen und bleibt leicht mit dem geistigen Auge am geschilderten Bühnenbild hängen, ohne zur Gesamtstimmung vorzudringen. Die will Müller-Eberhart dem Leser mitgeben. Das neue Drama soll also schon als Lesedrama selbständiges Kunstwerk sein. In der Presse ist es üblich, daß Bühnenwerke erst zur Besprechung kommen, wenn sie an irgendeiner Bühne aufgeführt worden sind. Erscheint ein Werk aber in dieser selbständigen Kunstform, dann müßte jedes Drama als Neuerscheinung besprochen



Waldemar
Müller-Eberhart
Aufgenommen: 16. 8. 36



Gebet nach bestandenem Ritt

1. Spielfahr 1920

Der Verfasser und Spielleiter als Burgmann ganz links vorn
Müller-Eberhart-Spiele: Kynastvolkspiel „Kunigunde“



Die Schwertleite

14. Spielfahr 1933

Kunigunde: Inge Eberhart; Landgraf: H. Haffe; Matwald: Der 82-jährige Burgführer Emil Matwald,
der über 625 Spiele gespielt hat

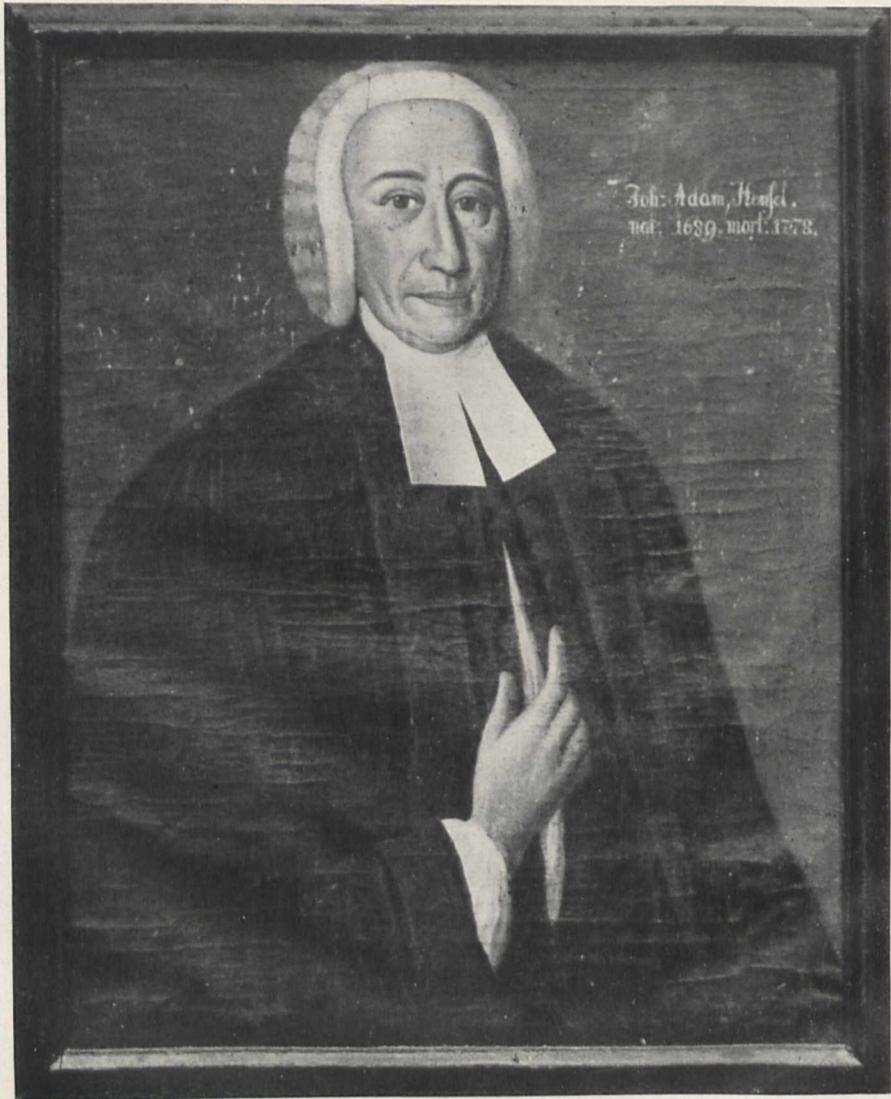


Szene aus: „Der Sturm auf die Grödißburg“ Wallenstein rechnet mit der Verräterin ab
Müller-Eberhart-Spiele



Spiel vom deutschen Michel

Aufnahmen: J. van Bosh, Hiesberg i. Rsgb.



Pastor Johann, Adam Hensel † 1778

Aufnahme: Christian Pöschel

Gemälde in der evgl. Kirche zu Neudorf am Gröbzigberge

werden wie jeder Roman und jede Novelle. Und manches Stück könnte auf diesem Wege die Bühne erobern. Für die praktische Aufführung könnte das Stück auch leicht in die übliche Form mit Akteinteilung umgeschrieben werden. Diese Gedanken legte Müller-Eberhart 1910 in einer Sonderschrift „Bühnennot“ dar, die zur ersten deutschen Theaterausstellung erschien. Diese seine neue Form hat er in allen seinen Stücken zur Anwendung gebracht — ohne freilich irgendwelche Nachfolge zu finden.

Seine Laufbahn als Bühnenschriftsteller begann Müller-Eberhart, der kürzlich 65 Jahre alt geworden ist, mit ernstern Zeitdramen, von denen die erst 1913 uraufgeführte „Turbine“ sich am längsten gehalten hat. In Thema und Sprache noch im Stile des naturalistischen Theaters, das den Einzelmenschen in den Mittelpunkt des Geschehens stellt. „Das wahre Drama“, so sagte damals der Verfasser, „lebt von den inneren Spannungen des Ewig-Menschlichen und läßt im urpersönlichen Erlebnis den Rhythmus seiner Zeit und das Übersinnliche, Ewige spüren . . .“ Als kurze Probe von Müller-Eberharts neuer Form sei eine Stelle aus „Eines Königs Tragödie“ (1913) gegeben, in der ein junger König selbstsicher und stolz seinen alten Kanzler entläßt, um später an dessen Wahre die wahre Volksstimmung zu erfahren.

„Die Nächsten drängen zurück und schaffen ihm Platz. Noch geht ein Murren durch das Volk, dann schweigt alles, und wieder hört man Trauerweisen durch den Wald ziehen. Der König steht starr da, das Gesicht ist leichenblaß. Es hat den jugendlichen Zug eingebüßt. Da spricht er: ‚Suntram bin ich! — Euer König! — Laßt mich den einen Tag noch König sein, den will ich nutzen! —

Der König.‘ —

Und wieder wird Unruhe. Er aber spricht weiter, und es ist still: ‚Auf euren Schultern tragt ihn hinab in die Stadt — zu mir. Die Glocken sollen läuten.‘ —

‚Hört, hört!‘ geht es durch die Menge. —

Der Mond ist hinter einer Wolke verschwunden.“

Als der König erkannt hatte, daß der Kanzler und die Königin ihrer Zeit weit voraus sind, stirbt er durch die Hand eines Aufständischen, bevor er der „Volkskönig“ werden konnte, der er sein wollte.

Bekannt geworden ist Müller-Eberhart jedoch nicht durch die heroische Tragödie, sondern als schlesischer Volksspieldichter, der in seinen „Müller-Eberhart-Spielen“ dem Volk Gelegenheit gegeben hat, für wenig Geld Laienaufführungen zu besuchen, die, unter der Leitung des Autors inszeniert, das Volk zu nationalem Denken erziehen sollen. Seine Stücke sollen also leicht verständlich und wirkungsvoll sein; das sind sie auch offenbar, denn sein Spiel „Runigunde“ hat im Hof der Burg Rynast in 17 Spieljahren bereits die 675. Aufführung erlebt. Geben diese Stücke auch zum Teil in ihrer Problemlosigkeit dem Publikumsgeschmack nach, sie sind doch in aufrichtiger nationaler Gesinnung geschrieben, und es war zweifellos zu begrüßen, wenn schon 1920 im Vorpruch zu „Runigunde“ der Sprecher im Burghof verkündet: „Seid Menschen und seid brüderlich, das heißt, dem Nächsten seid doch wenigstens

nicht feind und findet euch in dem, was uns gemeinsam ist: Ihr seid, mögt ihr euch drehen und wenden, ein Volk. Als Volk ein Stamm des Menschentums und nicht der Schlechteste. Laßt euch nicht irre machen! Eure Sprache, Sitten und Gebräuche, Volkstracht, Spiel, Sang und Tanz, Glaube und Treue laßt euch nicht verspotten und zertreten.“

Wenige haben 1920 öffentlich so gesprochen. Der Sinn, der hinter den einfachen Volksspielen steht, ist das Lob der Uneigennützigkeit (in Runigunde der Landgraf von Thüringen, der den Todesritt wagt, um andere vor dem Schicksal zu bewahren). „Nur Selbstlosigkeit gibt mir Kraft“, sagt die heilige Hedwig in dem gleichnamigen Spiel. Auch hier sagt der Vorpruch (1921), daß Willenskraft fähig ist, „eigenen Vorteil dem Gemeinfinn zu unterjochen, der erst ein Volk zum Volk, den Menschen erst zum Menschen macht“.

Um mit seinen Spielen im wahrsten Sinne des Wortes „ans Volk“ zu kommen, hat Müller-Eberhart einen eigenartigen Versuch gemacht: er hat in der Art der mittelalterlichen Mysterienspiele den Schauplatz der Volksspiele wieder auf den Marktplatz verlegt, wie es nur noch in wenigen Orten, z. B. in Rothenburg a. T. und Furth i. W., überliefert ist. Im Mittelalter (Anfang 11. Jahrhundert) spielt auch das Stück vom deutschen Michel „Michael Holtenbeen“, in einer Zeit also, die ebenso zerrissen und voller Särung war wie die Jahre um 1923, als das Stück erschien. Paßt es nicht ebenso gut auf die Nachkriegszeit, wenn Hanswurst sagt: „Der deutsche Michel rührt sich kaum, liegt mauflaul unterm blauen Pflaumenbaum und siehst die Sense nicht daneben stehn, läßt Fremde auf seinen Acker und zur Ernte gehn.“ Der Michel wollte sich nicht auf dem Marktplatz vor dem Volke zeigen, er steht nur am Fenster und klagt: „Bin kein Held mehr, wie du siehst. Mein Schwert ist rostig und stumpf. Hab' auch keine Rüstung an und keinen Rock. Bin abgerissen von oben bis unten. Ein einziges fadenscheiniges Hemd und eine Jacke ist mir gerade noch geblieben. Ausgeplündert hat man mich.“ Aber Müller-Eberhart glaubte an den deutschen Michel, und als am Ende des Spieles der Weckruf vom Turm erklingt und Michael Holtenbeen den Kopf heraussteckt, „da findet er die ganze Welt klar wie das Licht erhellt!“ In diesem Geiste heißt es auch in dem Eichendorff-Spiel aus der Befreiungszeit, das ebenfalls 1923 erschien: „Alter Fritz, du steigst aus deinem Sarge wieder auf. Brauchst nicht mit dem Krückstock drohen dem wankelmütigen Geschlecht. Sei, jetzt bricht der Freiheitsmorgen an. Meine Augen werden ihn noch leuchten sehen. Dann ist meine Zeit erfüllt.“

Müller-Eberhart wendet sich nun mehr und mehr dem historischen Drama zu. 1924 erscheint „Maria von Gitschina“, ein Mysterium vom Rubinglase, welches in der religiös erregten Hussitenzeit spielt. Nach bitterem Erdenleid wird Maria den ewig irrenden Seelen zur Mittlerin: „Eine Seele, die den Leidensbecher leerte ohne Bitternis und Groll, die sündenfrei und freudig den Himmelshöhen naht, kann uns führen vor den einen, der uns Richter ist.“ In der historischen Bilderfolge „Tausend Jahre wie ein Tag“ hat er Arnburg, die kleine Stadt in der Altmark, in ihrer tausendjährigen Geschichte

lebendig werden lassen. Ein Spiel vom Werden und Vergehen allen Menschenwerks, hier: von der Urneburg, die Heinrich I. als Bollwerk gegen die Slawen und Wenden gesetzt hat. Noch eine schlesische Burg, die Gröditzburg, hat Müller-Eberhart zum Schauplatz seines Burgspiels „Der Sturm auf die Gröditzburg“ gemacht.



Zierstück aus Müller-Eberharts
Runigundenspiel

Mit den drei historischen Werken: „Luther, der Lebendige“, „Hans Ulrich Schaffgotsch“, eine Wallenstein-Tragödie, und „Fridericus Immortalis“ ist vorläufig die Reihe seiner historischen Dramen beendet. Hans Ulrich Schaffgotsch opfert um seiner Überzeugung willen, mit der er sich zu Luther bekennt, sein Leben. Sein Daseinszweck war erfüllt: „Ich bin mit Freuden zu sterben bereit. Mich hat das Leben gelehrt, Leben nach Zahl der Tage nicht zu achten, vielmehr nach dem Werte einer Stunde, die uns in die Ewigkeit schauen läßt und vieler Jahre Tage als einem Stäubchen überdauert.“ Die Stimme des Herzens wiegt mehr als die Güter der Welt. Es ist im Grunde der Gedanke, den König Heinrich III. in „Michael Holtenbeen“ schon ausspricht: „Ist nicht göttlichen Ursprungs, was lebt? Aus der Pilgerfahrt über die Erde nimmt keiner volle Taschen mit, wenn es ans Sterben geht.“ Müller-Eberhart ist sich bewußt, daß sein Fridericus-Drama mehr romanhaften als dramatischen Charakter hat. Er glaubt aber, daß das Dramatische darin besteht, „daß man seine übermenschliche Willenskraft als Gegenspieler der Gesamtheit der Kräfte gegenüberstellt, die ihn bei Durchsetzung seiner Ziele zu hindern trachteten“.

Das Bild von Müller-Eberhart wäre unvollständig, würde man seine politischen Schriften nicht in sein Schaffen einbeziehen. Nachdem er bis 1898 Polizeioffizier in Bremen war und seit 1900 als Kriminalkommissar in Berlin lebte, kämpfte er während des Krieges als Major an der russischen Front mit. Seit 1914 erschienen seine vaterländischen Flugschriften, die in immer neuen Auflagen von Hand zu Hand gingen. 1915 „Das Buch Krieg“, eine Schrift, die in der Feldpostausgabe in 33 000 Exemplaren zu den Feldgrauen gelangte. In kurzen programmatischen Absätzen preist er die Größe des opferbereiten Soldaten: „Schaut ihnen ins Herz. Sie bluten und werden nicht müde zu streiten und haben keinen Lohn. Sie — die Größten, ob sie auch die Niedrigsten sind; denn wer um Lohn kämpft, und sei es auch ehrlich um Achtung und Ehre, der ist ein Ehrgeiziger und ist kein heiliger Streiter, denn er kämpft für sich.“

Seit 1918 tritt Müller-Eberhart in seinen Schriften für die nationale Erneuerung ein; erwähnt seien nur „Jahns Vermächtnis für unsere Zeit“ und „Ernst Moritz Arndt und der Friede“, in dem der Satz steht: „Wer will gerade uns den nationalen Sinn rauben, auf den jeder Plunderstaat mehr denn je ängstlich verpicht ist, und das bei dem Geschrei um das Nationalitätsprinzip als Grundlage für den Frieden!“ Wie weit Müller-Eberhart für die

Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Zeit aufgeschlossen und hellfichtig war, zeigt sein Entwurf „Zum Volksfrieden“, den er 1917 an alle Regierungen und Parlamente, an Wirtschaftspolitiker und Fürstenhäuser schickte. Vieles, was erst heute zur Steigerung der landwirtschaftlichen Ausbeute getan wird, hat er schon damals als notwendig erkannt. Eine Schrift, die den Eigennutz bekämpfen will, um den Gemein Sinn zur Kraft kommen zu lassen. Er sagt darin: „Volksdienst ist: Selbstenäußerung. In welcher Eigenschaft wir dienen, darauf kommt es nicht an, wenn wir nur dienen. — Innere Erneuerung endet den Kampf.“ Sein letztes Heft „Frührot der Völker“ (1935) will die Gefahren des internationalen Freimaurertums und des Kapitalismus aufzeigen, „damit es zur Befreiung der Völker, unter Ausmerzung jeglicher überstaatlicher Dunkelmächte aus allen Regierungen, komme, und damit zum Völkerfrieden“.

Als Müller-Eberhart 1915 sein „Buch Krieg“ schrieb, bekannte er sich zur neuen Generation und schloß seine Schrift im Glauben an ihre Zukunft mit den Worten: „Helden, die für euch gestritten, sie ruhen still im Feld, aber eure Jugend wächst heran. Auf daß sie wieder Helden werden, starben jene für das Vaterland und für die Größe, die einst die Menschheit erringen soll.“ —

Schriften von Waldemar Müller-Eberhart

Bühnenstücke:

- 1908: Lokomotivführer Clausen. Das Kind. Dr. Volkmer.
- 1910: Bühnennot. Beitrag zur Entwicklung der dramatischen Schreibform.
- 1913: Die Turbine. Eines Königs Tragödie.
- 1920: Runigunde.
- 1921: Die Legende der heiligen Hedwig.
- 1923: Michael Holtenbeen, der Seifensieder. Aus der schönen alten Zeit, ein Eichendorff-Spiel.
- 1924: Maria von Gitschina.
- 1925: Tausend Jahre wie ein Tag.
- 1927: Hans Ulrich Schaffgotsch, eine Wallensteintragödie.
- 1927: Wenn der Vater August kommt.
- 1928: Luther, der Lebendige.
- 1933: Der Sturm auf die Gröditzburg.
- 1935: Fridericus Immortalis.

Politische Schriften:

- 1914: Die wir im Geiste streiten.
- 1915: Das Buch Krieg.
- 1917: Zum Volksfrieden.
- 1918: Ernst Moritz Arndt und der Friede. Jahns Vermächtnis für unsere Zeit.
- 1935: Frührot der Völker, Frontkämpfer einigt euch.

Johann Adam Hensel, ein Heimatforscher vor 200 Jahren

Von Christian Peschel

Am Fuße des durch die bekannte Burg gekrönten Gröditzberges liegt Neudorf, das sich durch die Bezeichnung „am Gröditzberge“ von anderen Orten gleichen Namens unterscheidet. Malerisch zieht es sich im flachen Talzuge hin, beherrschend überragt von dem auf eine lange Geschichte zurückblickenden Burgberg.

In diesem Neudorf wirkte 62 Jahre lang der Pastor Johann Adam Hensel. Sein Vater war der Senior des Kreises Goldberg und Pastor in Röchlitz, wo Johann Adam am 24. September 1689 geboren wurde. Mit 14 Jahren kam er 1703 auf das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau und 1708 auf die Leipziger Universität. 1715 wurde er Pastor in Neudorf. Er heiratete die Witwe seines Vorgängers, eine Pastorentochter aus der Niederlausitz, die ihm acht Kinder schenkte.

Hensels Verdienste liegen neben seiner langjährigen Pastorentätigkeit vor allem in einer geschichtlichen Forschungsarbeit, die der Ergründung der Vergangenheit seiner engeren Heimat und der Lösung auch größerer Aufgaben galt. So gibt Hensel in seiner „Protestantischen Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien, Leipzig und Pögnitz 1768“ einen größeren Überblick des kirchlichen und historischen Lebens. In einer nur im Manuskript erhaltenen Geschichte des Kreises Goldberg in 2 Teilen¹⁾ wendet sich seine Aufmerksamkeit schon mehr der eigenen Heimat zu. Hier werden neben der großen historischen Linie zahllose Einzeltatsachen festgehalten, die uns heute sehr wertvoll sind und wohl kaum erhalten wären, wenn Hensel sie nicht damals gesammelt hätte. So weiß er von den Greuelthaten des Dreißigjährigen Krieges ausführlich zu berichten, zum Beispiel wie sein Vater bei einem Überfall beinahe sein Leben verlor. Hensels Bericht füge ich hier auszugsweise an: „er wurde auf dem Peterswalder Hofe bei plötzlicher Schwedischer Plünderung tödlich in den Kopf gehauen, daß man ihn im Backetroge zu dem Vater auf den Pfarrhof brachte, wurde aber durch Gottes Gnade ohne Schaden des Gedächtnisses gesund nach neun Wochen, ob er gleich in der Kaserey der Soldaten 15 Wunden hatte“. Über seinen Großvater, den Pastor Adam Sanfftleben aus Modelsdorf bei Goldberg, kann er zum Beispiel in demselben Werke folgende nette Geschichte berichten: Sanfftleben beschwerte sich 1667 „über die Modelsdorfer, welche aus dem Bußtage einen Suß- und Saufstag gemacht und bald nach der Frühpredigt im Kretscham gesoffen und in Schlägerei geraten wären, damit bis in die Nacht fortgefahren und den Bußtag zum Beißtage bestimmt hätten“. Diese Zeilen klingen deutlich an den Wiener Geistlichen Abraham a Sante Clara an, dessen Art durch den Kapuziner in Schillers Wallenstein allgemein bekannt geworden ist.

¹⁾ Aurimontium vetus diplomaticum... 1759.

Aber auch die engste Heimat findet Hensels größte Aufmerksamkeit. So besteht im Pfarramte in Neudorf eine handschriftliche Ortschronik, die ursprünglich von ihm verfaßt ist und später fortgeführt wurde. Sie beginnt Anno 1431 und ist von ihm „aus alten Kirchen- und Schöppenbüchern, Monumenten, Leichensteinen, Inscriptionen, Nachrichten der Alten und eigener Erfahrung“ fleißig zusammengetragen worden.

Sein Sinn auch für Familienforschung zeigt sich nicht nur in seinen bereits erwähnten Werken, sondern vor allem in einer von ihm aufgestellten Familienchronik, die bis 1350 zurückreicht und von einem seiner Söhne fortgeführt wurde²⁾.

Hensel starb am 3. Februar 1778 in einem Alter von 88 Jahren. Sein Grab wird noch heute unter einem Baum neben der Kirche gezeigt. Der schöne Rokokograbstein steht jetzt in der Kirche. Auf ihm sind folgende Verse eingemeißelt zu lesen:

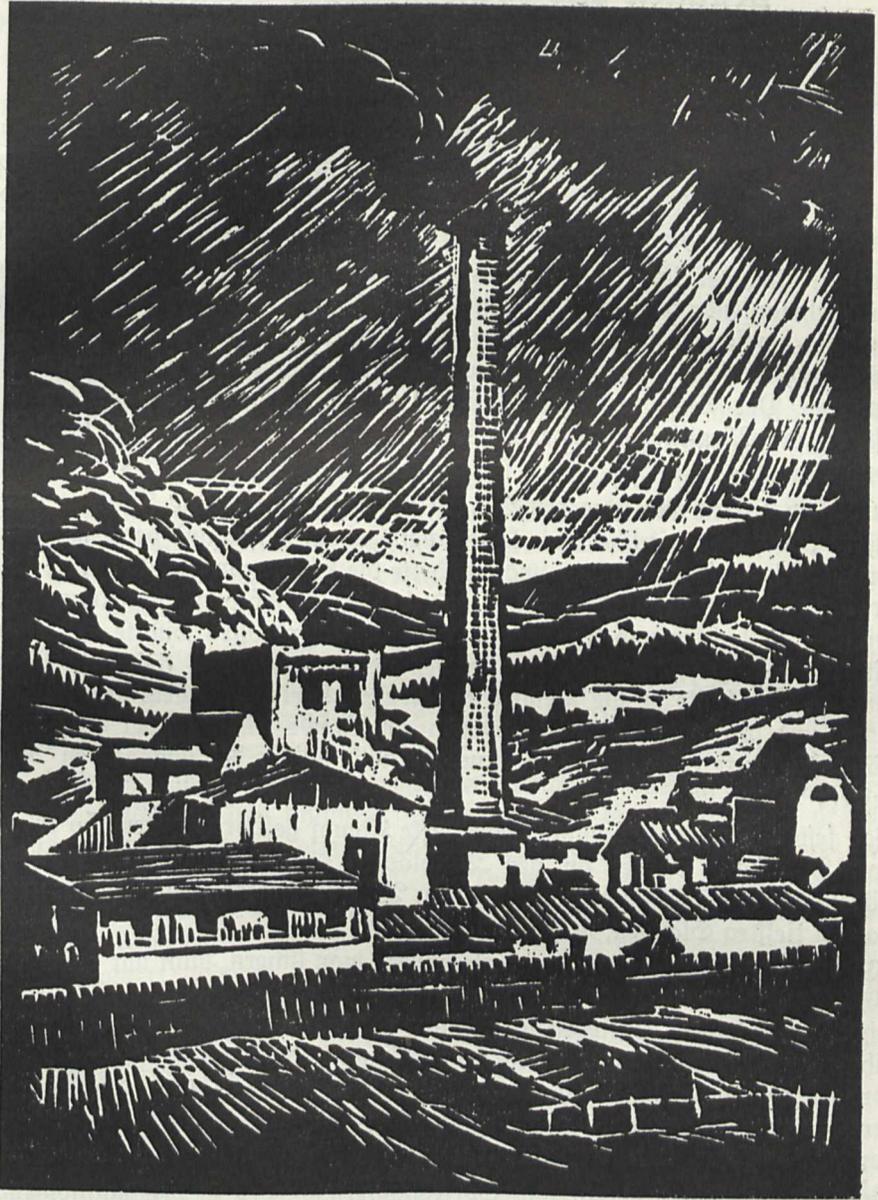
„Kastlos strebte sein Geist nach vielfach fruchtendem Wissen,
Um auf dem Acker der Welt Samen des Guten zu streu'n;
Jetzt empfängt er am Thron' des liebenden heiligen Vaters
Der Vergeltung Lohn, den seine Treu ihm erwarb!“

Sein Bild hängt neben dem Altar der netten Dorfkirche (siehe Tafel). In seiner Protestantischen Kirchengeschichte findet sich dem Titel gegenüber ein Kupferstich nach diesem Gemälde.

Hensel war ein Heimatforscher mit echt deutschem Wissensdrang. „Bis in sein hohes Alter war er imstande“, sagt Ehrhardt in seiner Presbyterologie des evangelischen Schlesiens, „manchen Tag sechs bis sieben Meilen ohne viele Beschwerden zu Fuß zu laufen. Dergleichen Reisen stellte er besonders gerne an, wenn er Gelegenheit fand, da und dorten Materialien zu seiner Geschichte zu sammeln.“ Seine Werke fanden noch lange nach seinem Tode starke Berücksichtigung³⁾ und sind noch heute historisch wichtige Quellenwerke.

²⁾ Diese Genealogia Henseliorum befindet sich im Besitz von Frau Emmy Grisebach, geb. Hensel, Timmendorfer Strand 22; eine Abschrift ist in den Händen des Verfassers. Ein Auszug wurde im Archiv für Stamm- und Wappenkunde Jg. 15 Nr. 11/12 und 16 Nr. 1 veröffentlicht.

³⁾ J. W. Klose: Viter. Unterhaltungen Bd. 1, S. 10; Ehrhardt: Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens Bd. IV, S. 507 ff.; R. R. Streit: Alphabeth. Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schlesien lebender Schriftsteller. Breslau 1776, S. 62; Handbuch der Literaturgeschichte von Schlesien. Hrsg. von Thomas. Hirschberg 1824, S. 74, 273 f. und 345 f.



Waldenburg, Land der Kohle

Rudolf Kraff

Sieben Jahrhunderte gestalten das Waldenburger Bergland

Von Artur H. Knoblich

Geschlechter kommen und Geschlechter gehen
und reichen sich durch die Jahrhunderte die Hand
um das ererbte und erkämpfte Land.

Gott ist der Schöpfer der Landschaft, der Mensch ihr Gestalter. Titanisch ist die Schöpfungsgeschichte des Waldenburger Berglandes, heroisch ihre Gestaltung. Der Mensch, der im 13. Jahrhundert mit Axt und Pflug in die Urwildnis der Jahrtausende eindrang, begann einen Kampf, den wir als groß und gewaltig bezeichnen müssen. Es war ein Kampf, der mit größter Erbitterung und höchster Kraft durchfochten wurde und Jahrzehnte, ja Jahrhunderte dauerte. Der Wald hielt mit Millionen von Wurzeln und Steinen die Erde fest, die der Mensch zum Acker begehrte, begehren mußte, wenn er nicht verhungern wollte.

In diesem harten und schweren Ringen zwischen Mensch und Wildnis wurde unsere Landschaft wie überall in schlesischer Heimat. Kühn und verwegen drang der Mensch die Berge empor und wandelte die Hänge zur fruchtbaren Scholle. Trotzig widersetzte sich der Wald und behielt die Gipfel und Ruppen, die steinigten Schluchten und Berggrücken. Aber unverdrossen wühlte der Bauer mit nervigen Fäusten den Pflug in den verwurzelten und steinigten Boden. Unverdrossen holte er die kleinen und großen Steine aus dem aufgewühlten Acker und schichtete sie zu Steinwällen am Rande seiner Felder auf, Steinwälle, die heute erschütternde Dokumente und Mäler der ungeheuren Arbeit unserer Ahnen sind.

Von festen Plätzen aus mußte dieser erste Kampf geführt werden. So erbaute man Höfe und Dörfer an den Bachläufen, auf Hängen und gelichteten Hügeln, schichtete Stein auf Stein zu den Altären Gottes, dem man verbunden war im tiefsten Glauben, in Not und Gefahr.

Was man von der Wildnis eroberte, mußte man sichern, nicht nur gegen diese Wildnis, sondern auch gegen begehrliche Nachbarn, die die Früchte unermüdlicher Arbeit sahen. So stiegen die gleichen Menschen, die die Axt und den Pflug führten, zu den wetterumbrausten Felsen hinauf und errichteten die wehrhaften Burgen, deren Trümmer heute noch, nach so vielen Jahrhunderten, einen großartigen Wehr- und Kampfwillen zeigen. Das Hornschloß, die Freudenburg, Vogelsang und Neuhausburg und die sagenumspinnene Zeiskenruine. Von diesen ersten Dörfern und Gotteshäusern blieben in den nachfolgenden Stürmen und Nöten nur die festesten Grundmauern, hier und da ein gotischer Tor- und Fensterbogen, ein gewaltiges, ungebrochenes Gewölbe, das heute in neuen Bauten, in neuen Mauern für den Kenner noch aufzuspüren und zu sehen ist. Die uralte Kirchenruine zu Polsnitz sei hier als Beispiel ehrerbietig genannt.

Festgefügt verrann das Leben dieser deutschen Bauern, Handwerker und Ritter zwischen Gott, Heimat und Obrigkeit. Festgefügt standen die Gesetze einer selbst geschaffenen Daseins- und Lebensform, der niemand entfliehen oder sich entziehen konnte. Wuchtige Sühnekreuze in Altwasser, Seitendorf, im Zeisgrundtal und in Rynau sind die steinernen Zeugen dieser Ordnung.

Die Wogen der Hussitenkriege überfluteten im Anfang des 15. Jahrhunderts auch unser Bergland und vernichteten die gesegnete Arbeit von ganzen Geschlechtern. Aber ungebrochen und unbeirrbar begannen die Menschen aufs neue und schufen mit neuen Dörfern jene herrlichen Holzkirchlein, die mit ihren wehrhaften und trutzigen Mauern bis in unsere Tage hineinleben und uns heute ergreifende Bilder sind. Wem wurden die reizvollen Kirchlein zu Reimswaldau und Erlensbusch noch nicht zu einem Erlebnis?

Das folgende Jahrhundert mit seinem Dreißigjährigen Kriege war die schwerste und furchtbarste Schicksalsprobe der Heimat, die größte Gefährdung und Heimsuchung der Landschaft. Die apokalyptischen Reiter durchrasten das Bergland und ritten die Menschen nieder. Der schwarze Tod holte sich seine Opfer, das Feuer fraß Dörfer und Städte, der Krieg stürzte die stärksten Mauern und unter den Trümmern verrosteten Pflüge und Axte. Der Wald sah in diesen furchtbaren Notjahren seine große Zeit wiederkommen. Er stieß in die Täler hinunter und überzog die brachliegenden Felder mit neuer Wildnis. Dörfer verschwanden und Acker verstrauchten, Wege verloren ihr Leben.

Ein Wunder ist das Aufblühen nach diesen Katastrophen im gleichen Jahrhundert. Glocken läuteten über neu erstandene Dörfer. Der herrliche Barock wogt aus den Donauniederungen in unsere Heimat. Die Kirchtürme erblühten zu schön geformten Helmen, und die Häuser der Stadtherren und Dorfschulzen, der Kaufherren und Grundherren zeigen den gleichen köstlichen, kraftbewegten Schmuck. Selbst an den schlichten und nüchternen Siebelseiten der großen Scheunen, wie an der ehemaligen Scholtisei in Langwaltersdorf, erblickt der kundige Wanderer die barocken Linien. Prachtvoll erstand die Erbscholtisei in Reimswaldau mit ihren Bogen, mit ihren geräumigen Hallen, mit ihrer wunderschönen eichengeschnitzten Säule. Welche bodenverbundene Kunst steckt in hundert anderen Häusern dieser Zeit. Selbst die kleinsten Dinge wurden von kunstvoller Hand schöner und reicher gestaltet als in all den Jahren vorher und nachher. Seht die alte und schöne Haustür vom Grundhof in Charlottenbrunn und der Apotheke daselbst.

Daneben aber wächst das malerische Fachwerkhaus überall empor und findet seinen besten und schönsten Ausdruck in dem Wiesenhaus zu Salzbrunn. Welch reizvolle Gliederung der Balken an diesen Häusern, welch Spiel der Farben und Formen? Verehren wir alle die Häuser und Bauten, die heute noch in unseren Bergen stehen, niemals mehr werden sie neu erbaut werden, wenn sie zusammenfallen. In Dittmannsdorf und Neußen-
dorf, in Rynau und Rudolfswaldau und vielen anderen Orten erfreuen sie noch das Herz des Wandernden. Groß und entzückend darf hier



Schmidtsdorfer Tal

Zwan

auch das „Professorenhaus“ von Wüstegiersdorf genannt werden. Noch entscheidender für das Bild unserer Berge und Täler sind die Jahrzehnte im Ende des 18. Jahrhunderts. Die Leinwand beherrscht das Dasein der Menschen. Aus den armeneligen Hütten der schwerwerkenden Handweber wandert die schlesische Leinwand in die Welt und bringt den „Leinenbaronen“, es ist sozial gesehen,

ein wenig erfreuliches Bild, gewaltige Reichtümer, die sie zum Teil in fürstlichen Häusern anlegen. Veröhnlich für uns wenigstens der Gedanke, daß diese Häuser von Baumeistern erbaut wurden, die ersichtlich den klassischen Geist von Langhans atmeten. So erstanden die prächtigen, säulengeschmückten Wohnhäuser von Wüstewaldersdorf und Wüstegiersdorf, die herrlichen Kirchen von Waldenburg, Freiburg, Gottesberg und Wüstegiersdorf, der „Hirschberger Hof“ am Charlottenbrunner Kurhaus und die Reste von Altwasser nicht zu vergessen. Winkel und Ecken, Siebel und Fronten allüberall auf uns überkommen. Um diese Jahrhundertwende muß unser Bergland eine reine und göttliche Freude gewesen sein. Die Dörfer mit ihren Holzgiebeln und malerischen Kirchen und Schlössern, den schwarzweißen Fachwerkbauten, von denen hier noch das edelgeformte alte Forsthaus in Neuhaus erwähnt werden soll, die lieben, ein wenig engen und doch reizvollen kleinen Städtlein mit ihren übereinander geschachtelten Dächern, mit ihrem geruh samen Bürgerleben, die drei freundlichen Bäder, die in den folgenden Biedermeierzeiten ein heiteres, farbenfrohes und buntbewegtes Leben hatten, das sanft und leise sich in den bescheidenen Land- und Badevillen jener Jahre wieder spiegelt und heute noch manch schön geschmiedetes Sitter, manch stillen, halbvergesenen Garten und Winkel zeigt. Und selbst der Einbruch der unheilvollen Maschinenzeit in unsere herrliche, walddurchrauschte, traumverlorene Heimat konnte mit ihrem bösen, habgierigen Geiste nicht alle Poesie, alle erdgebundene Schönheit und Würde zerstören und vernichten. Phantastisch erwächst der eigentliche Waldenburger Industriekessel in den Nächten zu etwas Unfaßbarem, Grandiosem, wenn die Hochofen rotlodernde Flammen aufstoßen, wenn Funkenregen in dunkle Höhen stieben, wenn Tausende von glitzernden, flimmernden Lichtern in den Tiefen funkeln wie kostbare Geschmeide der Nacht, und wenn lange Ketten leuchtender Punkte über Brücken und Viadukte rollen, in ferne, unsichtbare Welten entschwindend.

Die schwarze Kohle siegte über die weiße Leinwand, die Maschine über den Menschen, das Geld über den Geist, der Verstand über das Herz. Erschütternde Kunde von diesem Niedergang gibt uns die Landschaft. Was wurde aus dem lieblich stillen Altwasser? Was aus dem herrlich gelegenen Dittersbach? Was aus dem Bergstädtchen Gottesberg? Wie

wurde das stille F e l l h a m m e r zusammengeschlagen? Nur durch einen gütigen Zufall entging Charlottenbrunn dem gleichen Schicksal. Nie wieder kann das gut gemacht werden, was die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts an unserem Berglande sündigte. Zum rauchdurchqualmten Industrieland wurde das wunderfame Bergland, zum Lande der Gruben und Werke.

Nun aber läuten die Glocken ein neues Jahrhundert, ein neues Reich und ein neues Zeitalter ein. Von den Schätzen der Tiefe kehrt man wieder zu den Schätzen über der Erde, zu den großartigen Bergen und Wäldern zurück und treibt zu neuen und lichterem Ufern. Barmherzig überzieht die Allmutter Natur die grauen Schlackenhalde mit neuem Grün, mit wehenden Birken und Gräsern. Bewußter greift der Mensch wieder in die Landschaft hinein und gestaltet Bilder, die wieder fröhlicher und heiterer zu sehen sind. Vorbildlich wurden fast überall die großen und weiten Sportanlagen auf öde Plätze, auf unbenutzte Hügel und Hänge gelegt. Blumen und Bäume verdecken die Sünden der Väter und bunt von Farben erstehen die neuen Siedlungen. Neue Heimat für neue Geschlechter, die seit Jahrhunderten über diese Erde gehen, mit Arbeit und Beschwerde, mit vertrauendem Herzen und sehnsüchtigem Glauben an eine schönere und reichere Zukunft, an eine Heimat, die schön ist und wunderbar, wie nur eine Heimat sein kann.



Bad Charlottenbrunn

William Plischke

Der geologische Aufbau des Waldenburger Berglandes

Von F. Zimmermann, Waldenburg

Das Waldenburger Bergland gehört der „Innersudetischen Mulde“ an, jenem weiten Raume inmitten des Sudetengebirges, der im Osten vom Eulengebirge, im Norden vom Bober-Ratzbach-Gebirge und im Westen vom Landeshuter Ramm des Riesengebirges begrenzt wird. Während Millionen von Jahren wurde in diesem Becken Schicht auf Schicht abgelagert, und zwar in einer Mächtigkeit, die nur bei der Annahme gleichzeitigen Absinkens des Untergrundes verständlich ist.

Die Ostflanke dieses Beckens — das Eulengebirge — gehört noch mit seinem nordwestlichsten Teile zum Waldenburger Berglande. Die äußerste Nordwestspitze des Eulengebirges, nur noch wenige hundert Meter breit und sehr stark abgetragen, reicht bis zum Salzbach in Nieder Salzbrunn. Nach Südosten hin gewinnt es sehr bald an Breite und Höhe; in immer massiger werdenden, breiten, sanft gerundeten Rücken steigt es bis zur Hohen Eule (1014 Meter) an, verschmälert sich dann aber wieder beträchtlich und endet bei Silberberg.

Das Eulengebirge, schon in der Urzeit entstanden, ist nicht nur das älteste Glied des Waldenburger Berglandes, sondern auch das älteste Gebirge Schlesiens überhaupt. Es besteht aus einem granitähnlichen, jedoch durch Schieferungsdruck deutlich lagenförmig abgesonderten kristallinischen Gestein, dem Gneis, dessen Eigenart die Felswände im Schlesiertal bei Rynau besonders gut erkennen lassen.

Die ältesten Formationen des erdgeschichtlichen Altertums — Rammbrium und Silur — sind im Waldenburger Bergland nicht durch Ablagerungen vertreten; sie finden sich erst weiter nördlich im Bober-Ratzbach-Gebirge: alte tonige und kalkige Meeressedimente, die durch die „kalendonische Faltung“ (an der Wende der Silur-Devonzeit) stark umgewandelt und mehr oder weniger kristallinisch geworden sind. Sie stoßen noch bis in die Gegend von Freiburg vor, wo die Südostecke des Bober-Ratzbach-Gebirges liegt.

Die Schichten der darauffolgenden Devonzeit sind dagegen nicht umgewandelt. Sie treten hauptsächlich in dem Winkel zwischen der Nordwestspitze des Eulengebirges und dem Sudetenrande bei Freiburg um Liebichau, Seifersdorf, Ober Kunzendorf und Bögendorf zutage und bestehen aus Konglomeraten (= verfestigten Schottern) und Grauwacken, aus Schiefnern und Kalken, die zum Teil wohlerhaltene Versteinerungen von Meerestieren einschließen. Besonders erwähnenswert ist ein altes Korallenriff bei Ober Kunzendorf, dessen Kalkstein früher längere Zeit hindurch im Steinbruchbetrieb abgebaut wurde. Die devonischen Schiefer und Mergel haben in neuerer Zeit auch eine Menge altertümlicher Landpflanzen geliefert, unter denen zahlreiche Vorfahren der Steinkohlenzeitlichen Formen vorhanden sind.

Die Schichten der Steinkohlenzeit sind am mächtigsten unter allen Formationen am Aufbau des Waldenburger Berglandes beteiligt. Wir können nach Gesteinsbeschaffenheit, Lagerungsverhältnissen und organischen Einschlüssen einen älteren Abschnitt mit Meeresablagerungen und einen jüngeren mit festländischen Sumpfmoorbildungen unterscheiden, der zahlreiche Flöze enthält.

Die älteren steinkohlenzeitlichen Schichten — das **Rulmgebirge** — füllt, zutage austretend, den ganzen Nordteil der Inner-sudetischen Mulde südlich der Linie Rudolstadt—Freiburg bis Bober (nördlich von Schatzlar), Landeshut, Saablau, Bad Salzbrunn und Altwasser aus, ist aber auch weiter südlich noch in größerer Tiefe

(1188 Meter) als Grundgebirge vorhanden, wie die Tiefbohrung im Mückewinkel (westlich Bahnhof Dittersbach) gelehrt hat. Das Rulmgebirge besteht aus Konglomeraten, Grauwacken sandsteinen und Schieferen, die örtlich auch Bänke oder Linsen von Kalkstein führen, auch schon — besonders in der Landeshuter Gegend — Ansätze von Flözbildungen aufweisen. Schiefer und Kalke enthalten an zahlreichen Stellen eine Fülle von Meeres tierresten, z. B. bei Altwasser, Konradsthal, Saablau, Wittgendorf und Merzdorf, daneben auch viele Pflanzenreste, vom damaligen Festlande aus durch Flüsse in die Meeresbucht hineingeschwemmt und dort in den Sinkstoffen eingebettet.

Am Schlusse der Rulmzeit wurde der bisherige Meeresboden durch gebirgsbildende Kräfte stark aufgefaltet. Diese **variskische Gebirgsfaltung**, die während der Steinkohlenzeit — in den einzelnen Gebieten bald früher, bald später einsetzend — ein mächtiges, ganz Mitteleuropa durchziehendes Faltengebirge schuf, bedeutet die stärkste Gebirgsauffaltung, von der die Sudeten und somit auch das Waldenburger Gebiet jemals betroffen worden ist. Durch die Aufwölbung des Untergrundes wurde das Meer zurückgedrängt: aus dem früheren Meeresbecken entstand ein landfestes Gebiet, das von einer üppig wachsenden Pflanzenwelt allmählich erobert wurde. Aus ihren in Sumpfmoo ren angehäuften Resten bildeten sich im Laufe der Jahr millionen durch Verfestigung und Anreicherung des Kohlenstoffes die Steinkohlenflöze.

Es ist die **eigentliche Steinkohlenzeit**, im Gegensatz zum älteren Abschnitt (Rulm, Unterkarbon) als **Oberkarbon** bezeichnet. Dadurch, daß der Culengebirgsrand bei Wüstegiersdorf aus der bisherigen Nordwestrichtung nach Nordnordwest zurückweicht und anderseits das Rulmgebirge bei Saablau keilartig nach Süden vorspringt, entsteht eine Ausbuchtung der großen Inner-sudetischen Mulde: die **Waldenburger Sondermulde**, in der steinkohlenzeitliche Schichten in besonders großer Mächtigkeit und mit



Schloß Fürstenstein

K. Kraft

größeren Flözreichtum abgelagert worden sind. Das Flözgebirge finden wir zutage austretend hauptsächlich um Waldenburg, Weißstein, Nieder Hermsdorf und Dittersbach, kenntlich an den bedeutenden Grubenanlagen.

Innerhalb des flözführenden Gebirges können wir — von unten nach oben gerechnet — folgende drei Schichtengruppen unterscheiden.

Die tiefsten Schichten werden als Waldenburger Liegendzug bezeichnet. In flacher Lagerung liegt er dem meist recht steil aufgerichteten Kulmgebirge bei Neu Kraußendorf, Altwasser (Aufschluß am Bahnhof), Hartau, Konradsthal und Saablau ungleichförmig auf, als einige hundert Meter breite Zone zutage tretend. Er ist aber auch im tieferen Untergrund vorhanden, so z. B. im Mückenwinkel-Bohrloch in 935—1188 Meter Tiefe angetroffen worden. Die mächtigsten der etwa 20 Flöze des Liegendzuges werden von der Seegen-Gottes-Grube, Fuchsgrube (Bismarckschacht und Davidgrube) und Glückhilf-Friedenshoffnung-Grube (Wrangelschacht) abgebaut.

Auf dem Liegendzuge lagern als nächst kleinere Gesteinschüssel die rund 300 Meter mächtigen Weißsteiner Schichten, überaus grobe Konglomerate, die keine baumwürdigen Flöze enthalten und daher auch als „Großes Mittel“ bezeichnet werden. Wegen der groben Gesteinsbeschaffenheit widerstanden sie stärker als die übrigen steinkohlenzeitlichen Schichten der Verwitterung und Abtragung, so daß sie sich deutlich in der Landschaft als Wall herausheben, so z. B. als besonders auffallende Vorberge um den Hochwald herum.

Darüber folgen dann die rund 750 Meter mächtigen Schichten des Waldenburger Hangendzuges in der Mitte der Sondermulde um Waldenburg, Dittersbach, Weißstein und Hermsdorf. Sie schließen ebenfalls etwa 20 Flöze ein.

Alle diese heute in der Tiefe lagernden Flöze waren einstmals Flachmoore an der jeweiligen Oberfläche. Begünstigt durch Wärme, Feuchtigkeit und Nährstoffreichtum des Bodens gediehen ganze Wälder von baumförmigen Schachtelhalmern (Calamiten), Bärlappgewächsen (Schuppen- und Siegelbäumen), Farnen und urtümlichen Nadelhölzern, aus deren Resten im Laufe der Jahrmillionen die Steinkohlen entstanden sind. Immer wieder wurden zur Zeit stärkeren Absinkens des nachgiebigen Untergrundes diese Torfmoore von Schotter, Sand und Schlamm verschüttet, und so entstand die Wechsellagerung von Flözen, Konglomeraten, Sandsteinen und Schieferen.

Die bei Großhain und Steinau zutage tretenden jüngsten Schichten der Steinkohlenformation, die Ottweiler Schichten, enthalten keine Flöze mehr. Die Beschaffenheit der Gesteine weist auf ein immer trockener werdendes Klima hin, das den Pflanzenwuchs immer ungünstiger beeinflusste. Der Höhepunkt dieser Entwicklung wird in der nachfolgenden Zeit des Rotliegenden erreicht, das zur Permformation gehört, der jüngsten des erdgeschichtlichen Altertums. Die meist sandig-konglomeratischen Ge-

steine sehen braun- bis ziegelrot aus und weisen auf Entstehung in einem Wüstenklima hin. Das ältere Rotliegende ist bei Langwaltersdorf, Reimswaldau, Comnitz, Ober Wüstegiersdorf und anschließend nach der Neuroder Gegend hin verbreitet, das jüngere z. B. in der Gegend von Friedland; überall ist es leicht kenntlich am einer starken Rötung des Bodens.

Das Rotliegende ist auch die Zeit der gewaltigsten vulkanischen Ausbrüche im Gebiet des Waldenburger Berglandes. Alle unsere höchsten und meist steil emporragenden Erhebungen bestehen aus vulkanischen Gesteinen. Unter diesen ist der meist hellfarbige Porphyr am verbreitetsten. Daraus bestehen z. B. der Hochwald, der Sattelwald, die Spitze des Gleisberges und die vielen steilen Ruppen zwischen Dittersbach und Donnerau, ferner die gewaltige Bergwelt längs der Landesgrenze (z. B. Heidelberg, Dürres Gebirge, Reichmacher) sowie nordwestlich anschließend die Große Heide und die Wildberge. — In diesem Gebirgszuge tritt auch ein zweites, dunkleres vulkanisches Gestein auf, der Melaphyr, der in zahlreichen Brüchen als gutes Schottermaterial für Straßen und Bahnstrecken gewonnen wird. Storchberg, Buchberg, Zuckerberg, Quargberg und Langer Berg (Hornschloß) sind die bedeutendsten randlichen Reste einer mächtigen Melaphyrdecke, unter der, zusammen mit Porphyrmassen, am Schlusse des erdgeschichtlichen Altertums die mit zahlreichen Vulkanen besetzte Wüstenlandschaft der Innerjudetischen Mulde begraben lag.

Uralte Schichten, in Urzeit und Altertum der Erdgeschichte entstanden, bilden also das Gerüst des Waldenburger Berglandes. Weiter westlich, nach der Mitte der Innerjudetischen Mulde hin, folgen dann noch zunächst die mittelzeitliche Gebirgsschüssel der Buntsandsteinformation (Rosenauer Zwergstuben) und endlich die flachen Tafeln der Kreideformation, die, von Grüssau über Görtelsdorf und Raspenau südöstlich nach Böhmen hin weiterstreichend, dort in den Felsen von Adersbach und Wekelsdorf, im Spiegelberg und der Heuscheuer ihre großartigere Fortsetzungen finden.



Schöpferische Kräfte im Waldenburger Bergland

Schöpferische Kräfte einer Landschaft sind wie tönendes Erz, sind wie schwingende Glocken, die den Ruhm dieser Landschaft unaufhörlich preisen und singen, sofern sie mit ihr verwurzelt und verwachsen sind. Gesegnet die Landschaft, die viele schöpferische Kräfte, viele Künstler benennen darf, sie wird in tausend Bildern, in tausend Liedern und Gedichten immer wieder erstehen, wiederklingen und in die Welt hinausschwingen.

Unsere schlesische Heimat kann stolz auf ihre Künstler sein, stolz auf ihre Werke, seit unendlicher Zeit und sicher in alle Zukunft hinein. Aber auch jede kleinere und begrenzte Landschaft der Heimat hat ihre Sänger und Maler, Tonschöpfer und Gestalter, ihre Meister und Gefellen. So zählt das Waldenburger Bergland zahlreiche schöpferische Menschen, die nicht nur ernsthaft ringende Kräfte sind, sondern gleichzeitig auch sein lebendiges Spiegelbild des künstlerischen und kulturellen Lebens. Es kommt dabei nicht nur auf große Namen an, etwa wie Hermann Stehr, der 15 Jahre lang in Dittersbach lebte und wirkte und das Gesicht der Industrielandschaft schuf, nein, oft genug sind es gerade die kleinen Geister, die in einer besonders glücklichen Stunde ihrem Volke Großes schenkten. Wir wollen als Beispiel hier das wunderbare ergreifende Lied Kaddekes ehrerbietig nennen, das Lied: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, das den Namen seines Schöpfers mit seinem Waldenburger Dorfe Dittmannsdorf für immer verbindet.

Freilich gilt dabei das Wort von dem Propheten, der nichts in seiner Heimat gilt. Wenigstens selten in seiner kämpfenden ringenden Zeit. Erst wenn er sich durch alle Kuchenberge hindurchgebissen hat, wenn er weit und fern seiner Heimat sich mühselig seinen Weg gesucht hat, kommt dann oft genug seine eigentliche Heimat, um „ihren großen Sohn“ zu feiern, um sich mit ihm im Strahlenkranz eines schwer errungenen Sieges und Ruhmes eitel mit zu sonnen. Ehrenvoller wäre es, solchen Söhnen zu Zeiten ihres Kampfes beizustehen und die Wege zu ebnen.

Künder der Waldenburger Landschaft sind in allererster Linie die Maler, von denen einzelne schon über die Grenzen der engeren Heimat hinausdrangen, was gerade bei der ungeheuren Zahl auf diesem Kunstgebiet etwas heißen will. Da ist Rudolf Kraft-Waldenburg, von Oberschlesien kommend, geht sein Weg über die Kunstakademie Breslau, durch schlesische Städte der Ebene, wie Weisse, ins Land der Berge hinein. Mit kräftigen Farbtönen, ebenso starken Holzschnitten, setzt er sich mit der Industrielandschaft, aber auch mit ihren abseitigen Tälern und Höhen auseinander. Als Zeichenlehrer an Waldenburgs höheren Schulen hat er das Glück, seine Erkenntnisse und Erfahrungen weiter zu vererben.

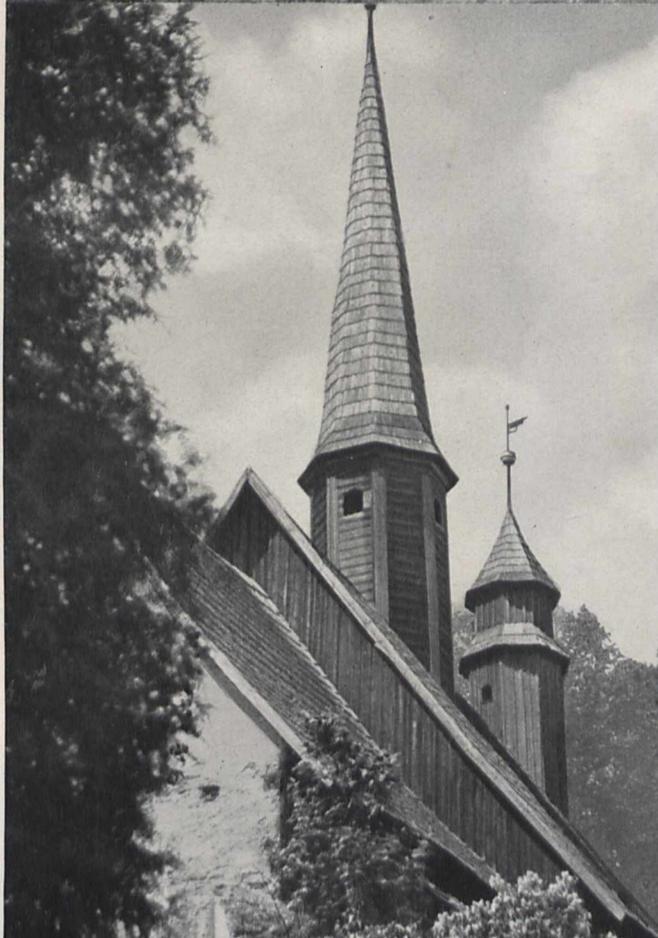
Martin Sternagel, Dittersbacher Kind, studiert auf der Akademie zu München und Breslau, dringt dort tief in vielerlei große Kunst ein und kommt gleichfalls auf mancherlei Umwegen zu seiner Heimat zurück, die er in

**Schlesische
Schrotholzkirchen**

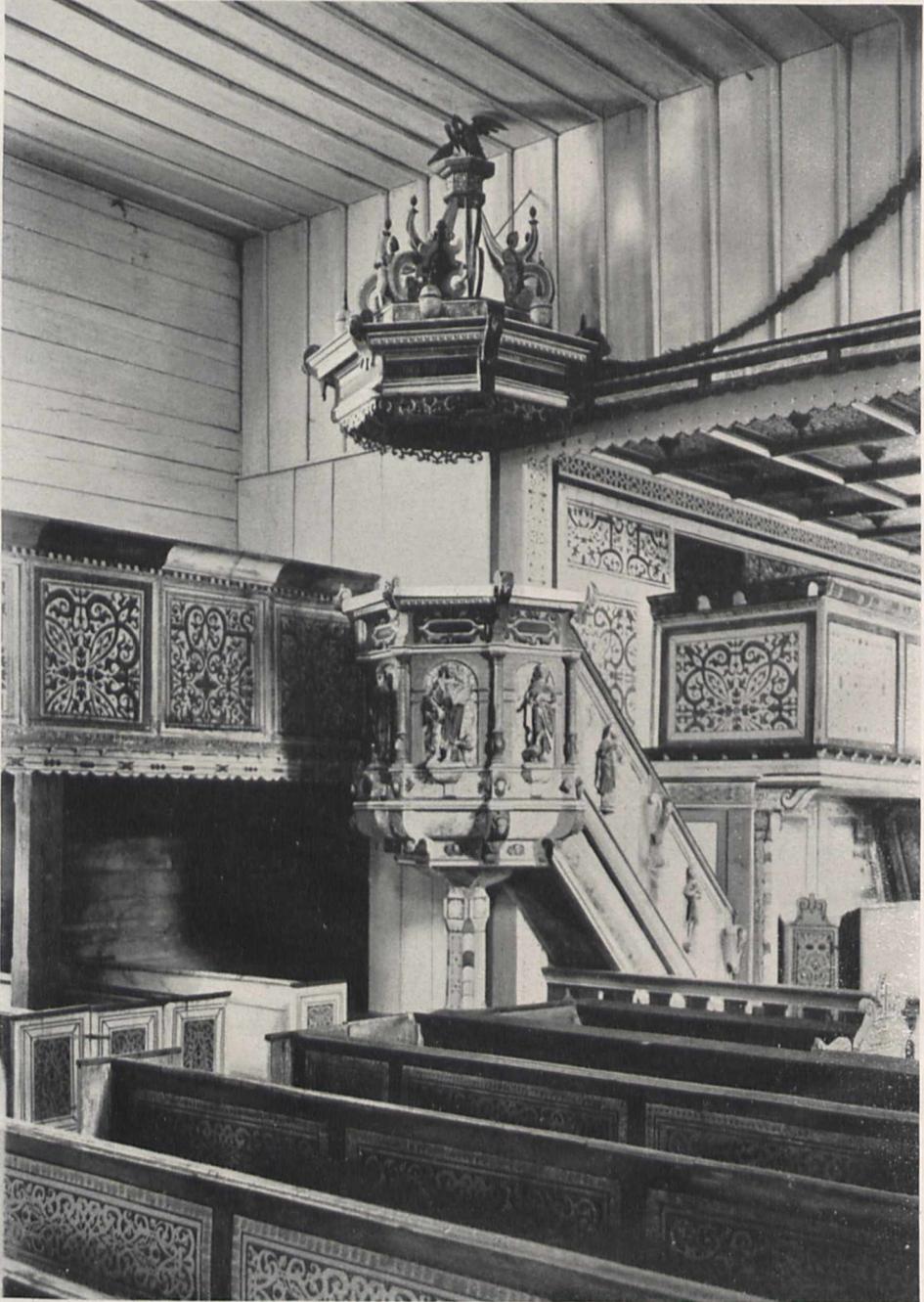


Reimswaldau

Aufnahmen:
Rolf-Aendt-Verlag
Leipzig



Erlenbusch



Kanzel in der katholischen Kirche zu Reimtswaldau

Aufnahme: Knoblich

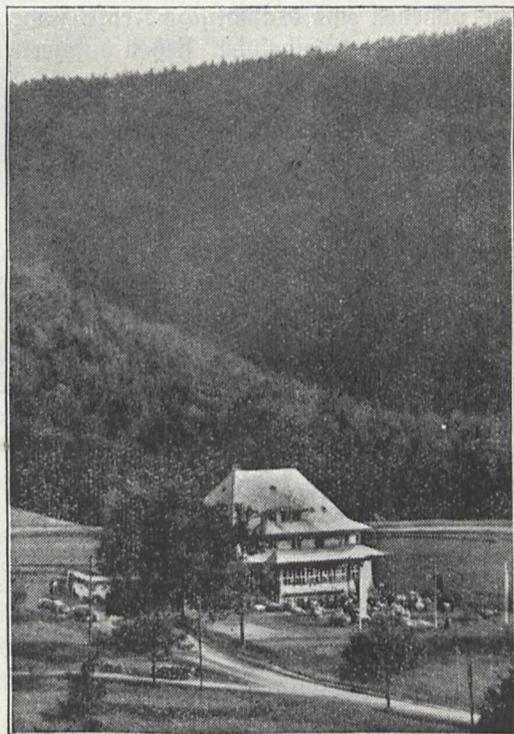
weichen, duftenden Aquarellen, in scharf gesehenen Ölbildern gestaltet. Auf vielen Ausstellungen vertritt er das Waldenburger Bergland, gewinnt Preise und Wettbewerbe, wird durch das Propagandaministerium ausgezeichnet. Erfolgreich ist er bei der Ausgestaltung von Innenräumen und entwickelt eine besondere Gabe für das künstlerische Plakat.

Walter Rosche, aus dem niederschlesischen Haynau stammend, bringt von seinem Vaterhause aus die Liebe zur Kunst und zur Natur mit in sein Leben. Als Lehrer vervollkommnet er in unaufhörlicher, unverdrossener stiller Arbeit seine Ausbildung als Künstler. Immer ist er mit Zeichenstift und Palette unterwegs, immer belauscht er das Bergland in seinen Stimmungen und Farben. Flüssige Aquarelle zeigen ein liebevolles Versenken in die Heimat, zeigen beste Kunst und Technik.

William Pischke ragt aus allen Bildern mit einem eigenen Stil heraus. Grauzil, flächenhaft sind seine in warmen Pastellönen gehaltenen Bilder der Heimat. Zu seiner Liebe zu den Bergen gesellt sich merkwürdigerweise ein unbändiger Drang zum Meer, zur unbegrenzten Fläche, so daß er der Ränder zweier ganz verschiedener Welten wird. Verhältnismäßig jung, dürfte er sich noch hoffnungsvoll weiter entwickeln.

Beachtenswerte Maler wären noch Knobloch, Schröter, Kranz-Verhard.

Eine Sonderstellung nimmt Professor Joh. Max. Avenarius - Görbersdorf ein. Als geborener Schlesier studiert er zunächst in München, geht nach Italien, kehrt in seine schlesische Heimat zurück und beginnt kurz vor dem Weltkrieg mit der Bildreihe berühmter Männer. Durch die Hölle des Weltkrieges kommt er nach Sachsen und wird zunächst führend als Graphiker und Kunsthandwerker. Persönliche Schicksale bringen ihn wieder in seine Heimat, und hier wird er im Bergland durch zwei Kirchengemälden schnell bekannt und tritt mit seinem Novellenband: „Himmel auf der Erde“ auch als Dichter auf den Plan. Schlesische Menschen gelingen



Andreasbaude am Heidelberg

Architekt Kronke

ihm in plastischer Eindringlichkeit und Echtheit. In all seinen Arbeiten zeigt sich Avenarius als ernsthaftester Künstler, als ein Gottsucher.

Damit sind wir schon in der Reihe der Waldenburger Schriftsteller, zu denen seit etwa zehn Jahren Dr. E r i c h A r n d t gehört. Als Kind der Wasserkante und als Sohn eines Kapitäns befährt er die Meere und bringt als erstes Buch das Tagebuch eines Schiffsarztes heraus. Bühnenwerke werden in Meiningen gespielt und nach dem Kriege in Eisenach und Sera. Der Münchener Verlag „Die Wende“ veröffentlicht von Arndt Novellen, Romane und Gedichte. „Nachdenkliche Stunden“ offenbaren einen feinsinnigen lyrischen Dichter, der aber gleichzeitig phantastisch in der Art von A. C. Hoffmann in seinen Novellen sein kann. Als Filmschriftsteller gewinnt er mit einem Film einen Welterfolg im Jahre 1926. Eine gewaltige Produktivität und Vielseitigkeit zeichnet das Schaffen von Arndt aus.

Gleichfalls vielseitig begabt tritt A r t u r H. R n o b l i c h mit Gedichten, Novellen, humorvollen Kurzgeschichten und mit Bühnenwerken an die Öffentlichkeit. Ein sicherer Blick für die Landschaft und ihre Menschen lassen ihn zum warmherzigen Ränder des Berglandes werden.

Ein starkes Talent ist A n n y M e y e r - R n o o p - R u d o l f s w a l d a u, die die Welt des Culengebirges in sprachlich wertvollen Gedichten und Schilderungen zu schildern vermag. Tiefe Religiosität offenbart sie auch in anderen Arbeiten und daneben eine dramatische Kraft. Ihr „Tod von Wünschelburg“ und ihr „Albendorfer Weibespiel“ ließen aufmerken.

Ein echtes Kind des Volkes ist F r i e d a B e n s k e. In mundartlichen Kurzgeschichten und Schilderungen trifft sie den Ton der kleinen Menschen in Stadt und Land vortrefflich, und versteht ihre kleinen Werke gleichzeitig echt und lebendig selbst vorzulesen.

Mundartlicher Schriftsteller ist ebenfalls J o s e f P u d e r, der in zahlreichen heiteren Büchlein im Heege-Verlag viel Freude und Sonne verbreitet und seinen bestimmten Freundeskreis hat.

Mühselig, aus Judetendeutscher Glasmalerfamilie stammend, sucht sich C a r l W. R r a u s seinen Weg. Die stillschöne Romantik seiner Mutter bringt ihn zur deutschen Dichtung, für die er ein ebenso feinführendes Herz und Talent entwickelt. In lyrischen Arbeiten tastet sich der Steindrucker langsam und unbeirrbar vorwärts.

Schwerblütige, gedankenreiche Tiefe wird in den Gedichten von M a r i a A n d e r s wirksam. Eine erlesene und gewählte Sprache zeichnet sie aus.

Weitere beachtenswerte Mitglieder der Reichsschrifttumskammer sind Franziska Obst-Wüstegiersdorf, der noch jugendliche Ernst Rinner und der um das Bergland verdienstvolle Max Kleinwächter.

Schöpferische Bildkunst vermittelt in Verbindung mit einer gewandten Feder E w a l d W e l z e l - B a d S a l z b r u n n. Sein im Brehm-Verlag,

Berlin, erschienenenes erstes Bildbuch „Glückliche Jugend“ fand allgemeine Anerkennung und darf als eine mutige Tat angesehen werden. Welzel befindet sich mit seiner Kamera mit Recht „an den Quellen des Lebens“.

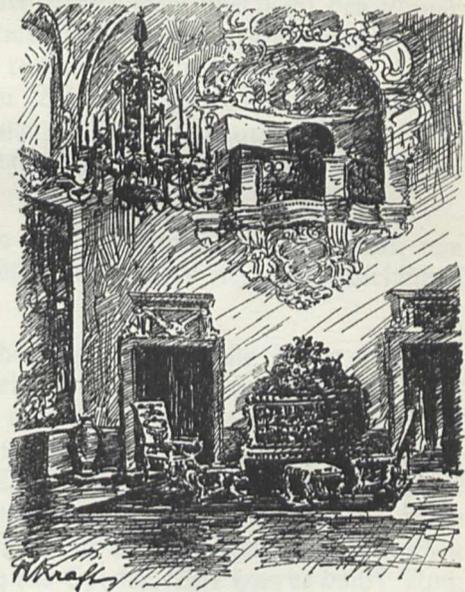
Zur Dichtkunst gehört die Tonkunst. Wie oft kommt von dem Wort und durch das Wort der Ton, wie oft feiert der Dichter mit dem Komponisten innigste Vermählung. Schöpferische Kräfte hat das Bergland auch auf dem Gebiete der Musik aufzuweisen. Erst in diesen Tagen konnte Franz Herzig, Konservatoriumsdirektor und Komponist, seinen 70. Geburtstag feiern. Rund 50 kleinere und größere Werke wurden von ihm geschaffen. Darunter Sinfonien und Oratorien, feinsinnige, an klassische Vorbilder angelehnte Tonschöpfungen. Wertvolle Bereicherung unserer Musikliteratur und kultivierte Arbeit am Musikleben unserer Zeit.

Jung und verheißungsvoll ist Max Wagner-Hermsdorf als Komponist hervorgetreten. Gedankenvolle Lieder, Quartette, daneben aber auch reizvolle Tänze unserer Zeit lassen ein nicht alltägliches Talent erkennen, das mit reifender Kunst noch viel erwarten läßt.

Liebevolles und fleißiges Studium führte Leonhard Kössner in die unererschöpflichen Tiefen des Volksliedes. Schöpferische Arbeit und feinsinniges Sicheinfühlen in fremde Melodien ermöglichten Kössner zu gewinnenden eigenen Tonwerken. Seine erschienenen schlesischen Lieder und Tänze können gerade in unseren Tagen vorbildliche Wege weisen.

Starke Erfolge mit einigen eigenen Chorwerken und Bearbeitungen errang der Chormeister des Hochwaldgaus Max Geisler. Seine männliche und gerade Melodienführung sichern ihm auf dem Gebiete der Männerchöre eine bevorzugte Stellung.

Wohl am sichtbarsten können die Architekten einer Landschaft als schöpferische Kräfte hervortreten. Sie können grundlegend ein Orts- oder Landschaftsbild gestalten. Daraus erwächst freilich allerhöchste Verpflichtung gegenüber einer besonders schönen Landschaft. Erfreulich das Wirken einer Reihe von Architekten, die der hohen Aufgabe gewachsen sind. Über sie wäre ein Sonderaufsatz vonnöten, und so sollen sie hier nur ehrend erwähnt werden. Pätzold, der Erbauer der Hermann-Söring-Halle in Bad Charlottenbrunn, Ronke, der Schöpfer der Andreasbaude, Weigert, der Gestalter der Kirchen



Maximiliansaal - Fürstenstein

R. Kraft

zu Charlottenbrunn, Blumenau, Rothenbach und Salzbrunn, *S e u b n e r*, der Baumeister des Fürsten von Pleß, *S t r u m p f f*, *S c h r ö t e r* und *W e b e r*.

Als hervorragende künstlerische Persönlichkeit muß im Kunst- und Musikleben noch Direktor *M a x R a d e n* genannt werden, der die Waldenburger Bergkapelle mit nie versagender Tatkraft durch alle schweren und schwersten Erschütterungen hindurchführte und dem Konzertleben seinen Stempel aufdrückte.

Wenn in dieser engbegrenzten Arbeit nur eine Reihe von Namen angeführt wurden, so geschah es zunächst im Rahmen der einzelnen Kunstkammern. Wir wissen sehr wohl, daß zahlreiche, auch im Stillen wirkende Kräfte im Bergland lebendig sind und ihren Teil dazu beitragen, Heimat und Volk mit zu beschenken, das künstlerische Leben zu bereichern und zu veredeln. Offen aber muß dabei ausgesprochen werden, daß alle diese Kräfte noch ihrer Zusammenfassung, noch ihrer Zusammenballung zu ihrem eigenen Besten und zum Besten des Waldenburger Berglandes selbst harren.



Ein Besuch in der Alt-schlesischen Bauernstube in Fuchswinkel-Schmidtsdorf

Von Franziska Obst

Es ist unfern der deutsch-böhmischen Landesgrenze im Waldenburger Bergland. — Der Tag neigt sich zum Abend. Feuchte Dämpfe steigen aus den Wiesen empor. Ein Licht nach dem anderen flammt in den kleinen Bauernhäusern auf. Ruhe und Frieden des Abends liegt über dem Land.

Wir sitzen erwartungsvoll in dem Wagen. Nur zu langsam traben die Pferde. Jetzt geht es aufwärts, das Tal versinkt in dichtem Nebel hinter uns.

Nun biegen die Pferde von der Straße ab, links den Berg hinan. Durch einen Torbogen geht es noch, und dann steht der Wagen still. Es ist völlig dunkel. Wir steigen aus dem Gefährt und stehen mitten in einem Bauernhof. Große, alte Kastanien werfen tiefe Schatten auf das Wohnhaus. Ein leises Kettenrasseln dringt aus dem nahen Stall. Im Hause wird es lebendig; eine Tür geht auf. Mit freudigem Gebell springt ein brauner, zottiger Dackel heraus, gefolgt von seinem Herrn. Mit herzlichen Worten heißt er seine Gäste willkommen, und läßt sie mit leichter Handbewegung in sein Haus.

Große, blankgeputzte Milchkannen stehen zur Seite auf der Bank im Hausflur. An der Wand steht ein Sprüchlein: „Trag' nichts herein und nichts heraus, dann bleibt der Friede stets im Haus.“ — Indes klingt uns gedämpftes Stimmengewirr entgegen, das wohl von schon anwesenden Gästen herrührt. Wieder öffnet sich eine Tür. Strahlender Kerzenschein überfließt den Raum. Eine andere Welt tut sich auf: Biedermeier. Behaglich geschwungenes Sofa mit mattgestreifter Seide, einladender runder Tisch in hellem Holze; Glasvitrine mit wohlbehüteten Kostbarkeiten. Bilder an der Wand von lieblichen Frauengestalten; bezaubernd lächelnd, anmutig das Lockenhaupt geneigt. Verklungene Zeiten, voll Behaglichkeit und Daseinsfreude, atmen aus diesem Raum.

Doch zurück zur Gegenwart. Sie ist ja auch so warm, lebensbejahend; von anderer Romantik, nicht aus dem Möglichen, sondern aus dem Wirklichen schöpfend.

Das also ist der Fuchswinkel! Wir stehen auf der Schwelle, die zu der Alt-schlesischen Bauernstube führt. Es ist eine solche Pracht von altem, schönem Hausrat, den wir vor uns haben, daß wir nur langsam einzelnes aufnehmen können. Während wir an zwei Tischen in den Ecken der Stube Platz nehmen, ertönt aus dem Nebenraum Musik. Es ist einer der Gäste, der sich fortgeschlichen hat, um in Melodien hinauszuspielen, was ihn bewegt. — Stille ist es in der großen Stube geworden. Nur das warme Atmen der Menschen erfüllt die Luft. Alles lauscht dem Klang des Spieles. Wie kam es doch? Noch vor einer halben Stunde standen wir uns als Fremde gegenüber, und nun

sitzen wir nebeneinander, Freund unter Freunden. Ist es die Musik, die uns verbindet?

Es ist etwas anderes: der Raum, der lebensvolle Geist, der die alte Stube erfüllt. Wie fühlen alle das gleiche: hier sind wir zu Hause. Hier gehören wir hin. Das sind unsere Möbel, unser Webstuhl, unser Spinnrocken. Da rührt sich etwas in uns. Die Zugehörigkeit zu all diesen herrlichen Dingen. Die bunten Muster auf den Tellern, der feine Schliff der Gläser, die schwungvolle Linie des Kruges; das alles ist Ausdruck unseres Wesens. Das ist zutiefst schlesisch. Manch warmer Blick trifft das Auge des Mannes, der all das Schöne mit viel Liebe und Verständnis zusammengetragen hat. Mehr als dreißig Jahre sind ins Land gegangen, in denen *Georg Bertram* von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf wandernd, nach altem Volksgut suchte. Bei mancher Erbteilung war er dabei und rettete alte handwerkliche Meisterarbeit vor dem Untergang.

Ein schönes Stück nach dem anderen kam in das Haus, in die Fuchswinkler Bauernstube. Die Truben füllten sich voll von alten Gewändern, kostbaren Frauenhauben und Zierat. Sogar ein altes Himmelbett mit sinnvoller Malerei wanderte in die Ecke der Stube.

Auf den buntverzierten Bauernschränken stehen sie da, die alten schlesischen Porzellankannen mit den Blümchenmustern, die Bunzlauer Krüge, das böhmische Steingut und das weitberühmte Proskauer Geschirr. Die Regale füllt Teller um Teller. Zu der Sammlung gehören nahezu 400 Stück; mit farbenfreudigen Blumenmotiven, Vögeln, Ornamenten oder mit Sinnprüchen und Widmungen sind sie bemalt. Sie stammen alle aus der Zeit, da man sich noch mit durchaus persönlichen Gaben beschenkte. Herzlich und innig sind die Wünsche: „Dein Glück — mein Wunsch“, „Wandle froh durchs Erdenleben, wie auf einer Frühlingsflur“, „Dein auf ewig“.

Wie ein feines Klingen geht es durch den Bauernschrank, wenn man an ihm vorbeischiebt. Da steht Glas an Glas. Kunstvoller Schliff, neben dem, handfestem Kristall. Auch hier beherrscht persönliches Wünschen und Hoffen die Ausschmückung. Ein Glas, dem Bräutigam gewidmet, mit symbolischen Darstellungen, trägt die Aufschrift: „Es erhebe, beglücke und tröste dich.“ — Zu ähnlicher Gelegenheit ist wohl das Glas mit folgenden Worten geschenkt worden: „Niemals sol enden sich daß Wort ich liebe Dich.“

Voll derben Humors ist das „Blimla-Glas“. Es wird dem ahnungslosen Gast gereicht, der sich dann regelrecht begießt, da der Vergiftmeinnichtkranz am Rande des Glases an einer Seite durchlöchernte Blüten hat.

Viele Dinge gibt es hier, die man nicht mehr aus der Hand lassen möchte. Sei es der prächtige Zinnteller aus dem Jahre 1760 mit der Darstellung Friedrichs des Großen, die altschlesischen Tassen, die Kokokoleuchter, der alte Parapluie in der Ecke neben dem Knotenstock oder die vergilbten Bücher. Besonders letztere sind volkskundlich außerordentlich aufschlußreich: namentlich das „Kreutterbuch des hochgelehrten und weltberühmten Petri Andree Matthioli“ aus dem Jahre 1611. Eine wahre Fundgrube von Naturheilmitteln. Verb und

treffend der Text neben den Zeichnungen der einzelnen Pflanzen. Es wird sogar von den „Citronenäpfeln“ erzählt, daß sie schon bei den alten Ägyptern als Gegengift gebraucht wurden. —

Eben verklingen die letzten Töne einer übermütigen Bauernpolka. Es wird an unser leibliches Wohl gedacht. Golden fließt der Wein in die alten böhmischen Gläser. Meister Avernarius erhebt sich und spricht eigene Dichtung:
. . . Görbersdorf

. Wälder rauschen, kranke Lungen atmen tief, und in das Rauschen fließt ein Hoffen auf Sonne und Leben

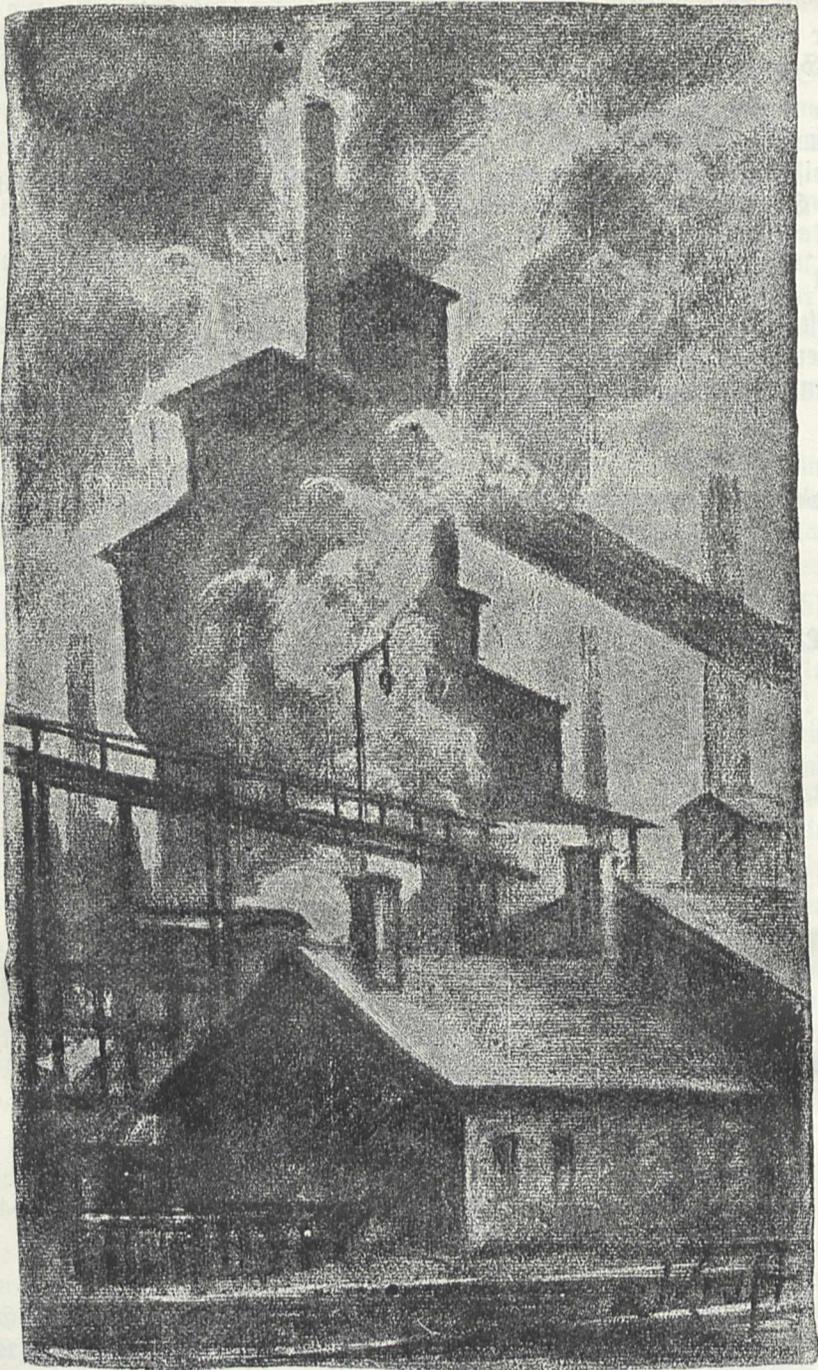
Es ist spät geworden. Manch frohes und ernstes Wort ist heute in dieser Bauernstube gesagt worden. Nichts Fremdes, kein Mißton kam dazwischen; waren wir doch alle erfüllt von dem Erlebnis der Heimat.



Abend am Roten Stein

Die hohen Gräser, die des Sommers Licht getrunken
sind sanft und still dem Berghang an die Brust gesunken.
Es webt ein tiefes, ahnungsvolles Schweigen
in allen dunklen, sturmzerfetzten Zweigen,
es ist, als ob aus schwarzen Schattentiefen,
Jahrtausende aus ihrem Grabe riesen.
Und rings der Berge drohend finst're Macht,
ertrinkt nun im Gewoge dieser Nacht.
Seheimnisvolle Dunkelheit in allen Schluchten,
Nur in den sanften Görbersdorfer Buchten
verflimmert unter dunst'ger Nebelschicht,
der Menschen kümmerliches Abendlicht.

Artur S. Knoblich



Industriewerk, Waldenburg

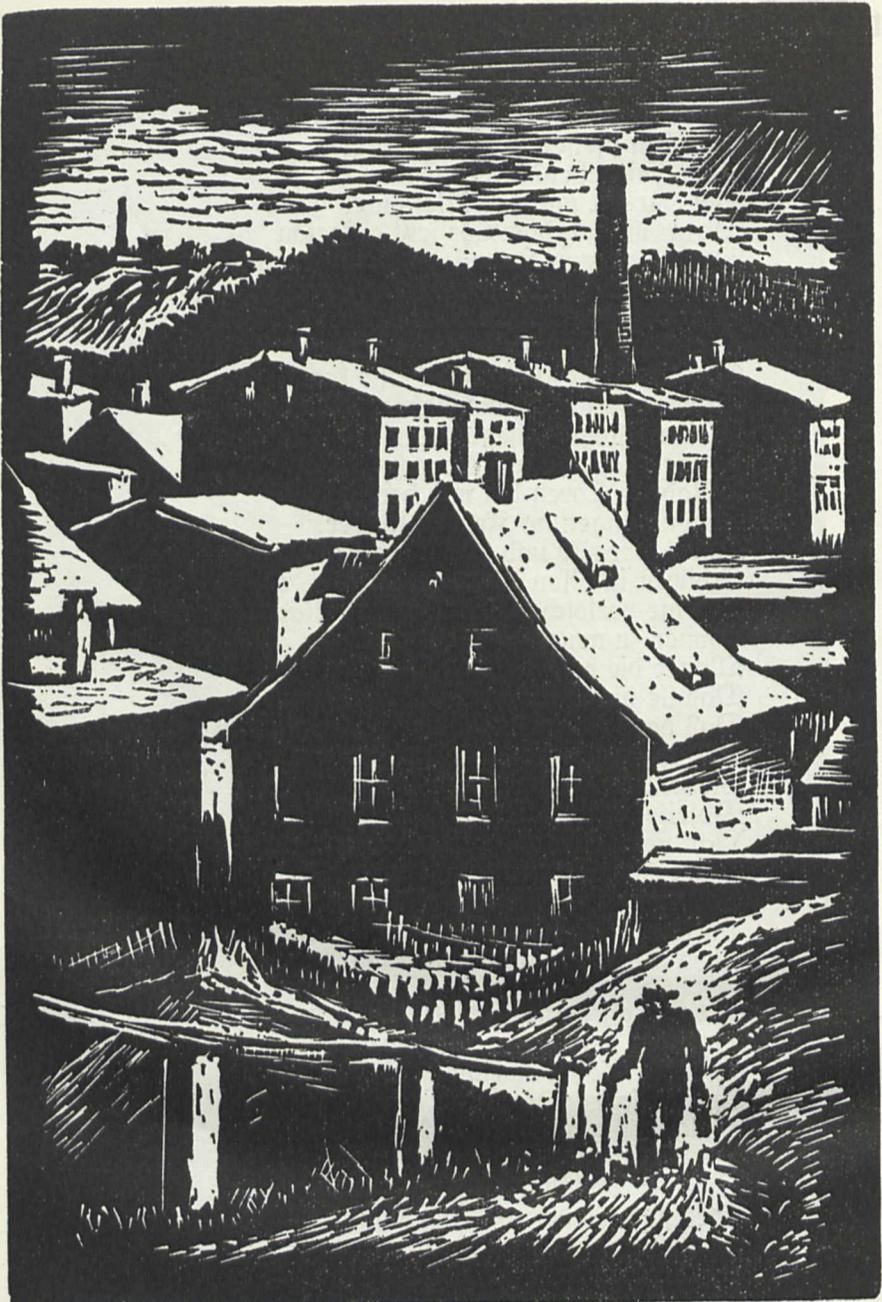
R. Kraft

Industriestadt nachts

Es glimmen die Lichter in endlosen Reihen
Im Dämmern des sinkenden Abends auf,
Fabriken pfeifen, Sirenen schreien
Zum Feierabend, doch weiter der Lauf
Der Arbeit und der Maschinen geht.
Denn: ist auch das Tor jetzt aufgetan
Den einen zum Heimgehn, dann treten schon an
Die andern zur Nachtschicht. Feuerschein weht
Aus ragenden Essen über der Stadt,
Die ewige Unrast im Leibe hat,
Die niemals Schlaf und Stille kennt,
In deren Adern das Fieber brennt.
Pfeilergestützte Eisenbrücken
Tragen ächzend auf starrem Rücken
Beladene Loren hin und her.
Lasten hängen an Kränen schwer.
Harte, beruhte und schwierige Hände
Schüren in Öfen die ewigen Brände,
Die nie verlöschen, die Tag und Nacht,
Immer zu neuer Glut entfacht,
Weiter die heißen Maschinen heizen,
Daß sie die Stille im Raum zersetzen,
Daß der Dampf aus den Rohren zischt,
Und in den Kesseln der sprühende Gischt
Siedenden Wassers aufbäumt und spritzt.
Abseits auf den Bahnhöfen blüht
Licht von roten und grünen Signalen.
Güterzüge, die endlosen, langen,
Schleppen ihr rollendes Rädermahlen,
Vorwärts sich schiebend gleich schleichenden Schlangen,
Über Weichen und Kurven ins Land.

Neuer Tag beginnt schon zu dämmern!
Arbeiter stehn mit gefurchten Mienen,
Eisernen Hebel umklammert die Hand,
Und sie spüren die Pulse hämmern
Gleichmäßig mit dem Takt der Maschinen.
Aufwärts gesteilter Sirenen schrei
Ruft die Ablösungsscharen herbei.
Tore sind wieder weit aufgetan,
Der eine geht, der andre tritt an,
Sonnenball durchgräbt allen Qualm,
Daß im Goldglanz mit einemmal
Aufflammt der kahle Maschinenaal,
Und empor, ein Gesang aus Stahl,
Jubelt der Arbeit gewaltiger Psalm.

Hans Stolzenburg



Gang nach der Grube

R. Kraft

Abend im Gebirge

Wenn keine fernen fremden Menschen mehr
Man in den Tälern, auf den Gipfeln sieht,
Wenn alles in die eigne Seele flieht,
So ist die Welt nicht dunkel und nicht leer.

Es ist, als ob ein neues Leben zieht
Auf Märchenpilgerwanderung daher,
Bald wogt es innen wie ein Feuermeer,
Bald singt ein leises Waldesvogellied.

Stolz ragt die Baude, eine Gralsburg, auf,
Durch rotes Knieholz jagt des Herbstes Sturm,
Umheult des öden Rammes Felsensturm;

Der Geist erhebt zum Überweltenlauf
Die Flügel wie Falter aus dem toten Wurm —
Dann sinkt er lächelnd auf der Pforte Rnauf.

Erich Arndt



Inse Grußmütterla

Wie reich, wie glücklich sein mer doch,
Mer hoan inse gudes Grußmütterla noch!
's ihs iners Hauses Sunnaschein —
Inser liebes, ales Grußmütterlein!

Und hoot'r des Lebens Sturm und Wind
Ooch de Hoore gebleecht, a Rücka gekrümmt —
Monch tiefe Furche ei's Gesichte geschriebe,
Is Harze ihs doch is ale geblieba.

De walka und obgearbeita Hände,
Die streeheln noch genau su weech und linde;
Und ihr Gemitte, 's ihs su guldig — su kloar,
Wie's schunt vu jeher bei inerm Grußmütterla woar!

Und wiß' mer ver Nut amol goar nich meh aus —
Siehn mer zum Grußmütterla — flenn durt ins aus.
Dam Harze, dam kinn mer olles kloan,
Doas hoot ja salber genug Veed derfoahrn!

Lieber Harrgott, mer flehn erneut:
Erhal ins noch lange da treua Freund!
Du läßt ins noch lange, o gelt ja —
Inser liebes, gudes Grußmütterla!

Josef Puder

Der Büchernoarr

Wie Peter zum Michel zum Rocka tut gieh'n,
Do sitt a hübsche Bichlann wull bei 'm stiehn.
Schier zwanzig stieh'n err ei enner Reih',
Do packt 'n die Luft zum Lasa au glei.
Und a nimmt halt ees noch 'm andern zur Hand
Und beguckt sich die Bildlann vu Stoadt und vu Land.
„Selt, Better!“ su spricht a, „du tuft merr ees burga,
Ich war derrsch schunt wieder heembesurga!“ —
Doch der Better, daar nimmt 'm is Buch aus der Hand
Und stellt 's wieder hie uff's Braat oan der Wand:
„Ferr and're Leute zum Zeitvertreib
Verburg ich kee Buch — su wing wie mei Weib!
Denn gleeb's ock“, spricht lachend daar Goalgastrick:
„Ma kriegt se halt beede nie sauber zurüick!“ —

Frieda Wenske





Waldenburger Bergmann

R. Kraft

Der Glasbläser

Mein Herz ist wie das Glas, mit dem ich werke,
voll heißem Brennen und oft kalt wie Eis,
hauchdünn und zart, doch auch von Kraft und Stärke,
rot in der Blut, doch abgekühlt Schneeweiß.
Ich schleife in der Wände Spiegelblitzen
Figuren, Sterne, breite, tiefe Narben,
und laß in tausend feingeätzten Ritzen
die Sonne lachen, Regenbogenfarben.
Und Freude, wie das Glas bringt, hat mein Herz,
oft klingt es jauchzend in kristallenem Schalle.
Die Sehnsucht aber, die sich himmelwärts
geträumt, zerbricht beim allzu tiefen Falle.
Mein Herz ist wie das Glas, mit dem ich schaffe,
wie Sonnenstrahlen dünn und hart wie Stein.
Ich schleif' in jede blitzende Karaffe
die Sterne, die ich greifen wollt', hinein.

Egon S. Raketten



Wir Kumpels

Hört ihr die Hunde,
die in Schächten rollen
mit Schätzen, die zu Tage wollen?
Kennt ihr die Wunde,
die sich nimmer schließt,
solange Sonne sich ergießt,
zu gleicher Stunde,
da wir Lampen tragen
und gegen harte Tiefen schlagen?
Aus uns'rem Munde
steigt es auf zum Licht:
Schmäht unsre ruß'gen Hände nicht!

Ernst Rinner

Abschied im Herbst

Das letzte Leuchten ist in Grau verglommen
und ausgelöscht; der goldne Strom versiegt.
Über regenverweitem Lande liegt,
in tausendjähriger Traurigkeit beklommen,
Vergehn. Wie Hallen leer der Forst und offen:
weit aus dem Wald, dem arm geworden, ging
die Schönheit mit dem letzten Schmetterling,
und still verblühte aller Freude Hoffen.

Maria Anders



Die Abendglocken rufen!

Aus: Gezeiten des Lebens — Ein Frauenleben in Liedern

Von Anny Mayer-Knoop

Heilig ist die Sendung der Frau. Mutterliebe brennt wie ein schönes, starkes Licht im Kreise der Familie. Mütter wissen um das Leid der Erde und sind ihm verschwiebert, bis zum Tode, Schönheit in Verklärung wandelnd. Sie gehen aus ihrem Tag in die Dämmerung und warten auf das Abendläuten. Die Kinder rüsten zum Weg, den sie selbst geschritten sind. Und der Liebste, einst hochgemut, wagend, nie versagend, lehnt sich nun kindhaft an die treue Wegkameradin, die nie sagt, daß sie müde ist. Aber ihre Gedanken kreisen um Ewigkeit und Tod. Gott allein kennt sie. Er steht am Ausgang der Zeit und führt sie heim aus Sorge und Leid.

*Ich bin oft so müde vom Leben
und suche im göttlichen Weben
die Höhen der Ewigkeit.
Nicht wehrt dort der Staub dieser Erde,
all des Irdischen läst'ge Beschwerde,
dem Blick, die Unendlichkeit.*

*Dort oben ist Frieden und Stille.
Es wächst aus dem Sehnen der Wille,
dess' Geist um Erkenntnis bebt.
Ach, einmal da muß es geschehen,
daß von der Verborgenheit Höhen
ein Wunder die himmlischen Schleier hebt.*

Mitunter fliegt ein Träumlein Kinderland über schlafende Greisinnen. Dann lächeln sie wundergläubig und jung.

*Nun rührt der Zauber um mich wieder
die goldnen Saiten meiner Lieder
und weckt das Lied vom Leben.*

*Mir ist, als wolle sich vom Staube,
aus Bann und Haft, mein Kinderglaube
zu neuem Schau'n erheben.*

*Still wird das Weinen dieser Welt.
Und was mich sonst gefangen hält
verweht wie Sand im Winde.*

*Als führ' mich Gottes treue Hand
in neues, nie betret'nes Land
und mache mich zum Kinde.*



Schlesiental mit der Kynsburg

Aufnahme: Rolf-Arndt-Verlag, Leipzig

Hier spielt Paul Kellers Roman „Waldwinter“, der kürzlich verfilmt wurde



Aus der Alt-schlesischen Bauernstube
in Dr. Weicker's Fuchswinkel-Gut,
Schmidtsdorf
(Bef. der Bauernstube: Georg Bertram,
Sörbersdorf)

Verschiedenes · Schrifttum

Die Winterarbeit des Reichsenders Breslau

Nach Beendigung der vierwöchigen Sendepause, in welcher die Sendungen vom Deutschlandsender und Reichsender Berlin über den Reichsender Breslau ausgestrahlt wurden, traten im Funkhaus Breslau-Krietern die Abteilungsleiter zusammen, um von dem Intendanten Hans Krieger die Richtlinien für das Winterprogramm entgegenzunehmen und die großen Abendsendungen für die kommende Spielzeit festzulegen.

Der Intendant gab bekannt, daß noch in diesem Winter die Inbetriebnahme des Nebensenders Görlitz erfolgen wird. Der Reichsender Breslau verfügt dann über den Nebensender Gleiwitz im Osten und über den Nebensender Görlitz im Westen Schlesiens. Der Sendebereich des Reichsenders Breslau wird dann in allen Teilen einen einwandfreien Rundfunkempfang des Bezirksenders aufzuweisen haben, was sich auf die Hörerentwicklung günstig auswirken dürfte. Außerdem gibt der Nebensender Görlitz nunmehr die Möglichkeit, Niederschlesien und besonders die Oberlausitz, im Rahmen des Gesamtprogrammes des Reichsenders Breslau weit häufiger zu berücksichtigen, als dies bisher der Fall war.

An baulichen Veränderungen bringt der Winter den Bau eines großen Garagengebäudes auf dem Hof des Geländes in Breslau-Krietern und den Umbau der ehemaligen, im Verwaltungsgebäude für Wohnzwecke benutzten Räume, zu Büros und einem neuen Sitzungszimmer. Für den dringend notwendigen Bau eines großen modernen 2000 Personen fassenden Sendesaales wurde das Gelände angekauft.

Ab 20. September wird der Reichsender Breslau wochentags in der Zeit von 15 bis 16 Uhr eine Sendepause durchführen, da in dieser Zeit erfahrungsgemäß so gut wie gar keine Hörer am Lautsprecher sitzen und daher die dafür aufgewendete Arbeit und die Kosten besser an anderer Stelle dem Sendeprogramm zugute kommen sollen.

Das Abendprogramm einer Woche wird zum größten Teil auf gute, gehobene Unterhaltung abgestellt sein, doch soll in jeder Woche ein ganzer Abend von dem großen Rundfunkorchester bestritten werden, das auserlesene Werke großer deutscher Musiker mit ersten Solisten zu Gehör bringen wird. Das große Hörspiel, bzw. die gute Hörfolge werden, getreu der Hörspieltradition des Reichsenders Breslau, ebenfalls mindestens in jeder Woche einmal im Abendprogramm erscheinen, um die Freunde des gesprochenen Wortes an den Lautsprecher zu fesseln.

Der Leiter der Abteilung „Unterhaltung“, Dr. Alfred Mai, führte aus, daß, wenn die Abteilung „Unterhaltung“ für den Winter 1936/37 wieder ihre Visitenkarte für den Reichsender Breslau abgibt, sie sich von vornherein bewußt ist, daß ihre Arbeit mehr denn je Niveau vertreten wird.

Zunächst wird in alten Formen weiter geschafft. Es bleiben die „Fahrten ins Land“ und damit die öffentlichen Veranstaltungen wie vordem auf dem Programm. Die „Blauen Montage“ nach wie vor, in alter Frische. In der Vergangenheit lautete die Parole: „Wir fahren ins Blaue durch Deutschlands Gaue“. Jetzt wird es heißen: „Für wenig Geld durch die ganze Welt“. Zu diesen alten Bekannten kommt die neue Sendereihe: „Oft erprobt — stets gelobt“, das heißt, jeden Monat ein großes Lustspiel: entweder eines aus der Weltliteratur klassischer Prägung — wie das erste unserer Sendereihe im Oktober „Der Revisor“ von Gogol, oder eines unserer Zeit wie „Krach um Jolanthe“ von Hinrichs. Und schließlich immer wieder, wo gerade ein

Plätzchen im Programm frei ist, „Eine kleine bunte Stunde“, „Eine nette Unterhaltung“, die sich zum Ziel setzen, den Alltag des Hörers mit Frohsinn und Heiterkeit zu erfüllen.

Der kommissarische Leiter der Abteilung „Zeitfunk“, Hans Spelsberg, konnte mit Genugtuung feststellen, daß durch die Indienststellung eines weiteren großen Übertragungswagens mehr als bisher die Möglichkeit gegeben ist, aktuelle Ereignisse, insbesondere auf dem Lande, funktisch zu erfassen. Die kommende Arbeit wird in besonders starkem Maße dem schlesischen Volkstum gewidmet sein. Die erste größere Sendung dieser Art ist am 21. September unter dem Titel „Schlesiens höchste Berge unterhalten sich“ eingesetzt. Eine weitere Sendung im Oktober-Abendprogramm wird die „Sagen um Schlesiens Burgen“ wieder lebendig werden lassen. Selbstverständlich bleibt der Behandlung sozialer Aufgaben neben allen sonstigen Problemen unserer Zeit der notwendige Raum vorbehalten, und schließlich werden auch alle wichtigen Sportereignisse die ihnen gebührende Beachtung finden. Über das Programm der Abteilung „Kunst“ sprach Abteilungsleiter Dr. Herbert Engler. Im Mittelpunkt wird nach wie vor die Pflege des Hörspiels stehen. Aus dem Preisaus Schreiben des Reichsenders Breslau sind die beiden Manuskripte „Gericht im Dom“ von Hanns Meder und „Drei Abende in Sibirien“ von Bruno Wolfgang zur Sendung vorgesehen. Als Mitarbeiter werden ferner die Dichter Eberhard Wolfgang Moeller, Wolfram Brockmeier, Josef Buchhorn, Wolfgang Goetz, Peter Hagen, Kurt Heynicke, Hans Christoph Raergel, August Hinrichs u. a. m. herangezogen werden. In der Sendereihe „Von deutscher Innerlichkeit“ soll in sechs großen Abendsendungen der deutsche Mensch in seiner unzerstörbaren Wesensart, wie er wieder und wieder in allen deutschen Künsten seinen ewig gültigen Ausdruck fand, dargestellt werden. Neben Dichterstunden ist dann ferner vorgesehen, die Sendereihe „Nun klingt die Woche aus!“ öffentlich zu gestalten, um den Volksgenossen, die auch jetzt noch nicht

Schlesische Landesmusikschule

Eröffnung 1. Oktober

.....
Instrumental- und Gesangsklassen, Seminar
Opern- und Schauspielschule / Orchesterschule
Abteilung für Kirchenmusik
.....

Leitung: Prof. Heinrich Boell

Lehrkräfte u. a.: Behr, Buchal, Dinnowsky, Dr. Helwig, Hennig,
v. Pozniak, Schäfer, Schmidt-Wellen, Dr. Straup, Voelkel
Sonderkursus Eduard Erdmann

Anfragen und Anmeldungen:

Städtisches Kulturamt Breslau

Gartenstraße 39/41

den Weg zu ernster Kunst finden konnten, die Möglichkeit zu geben, eine stimmungsvolle Feierstunde am Wochenende zu erleben.

Waldemar Glaser, als Leiter der Abteilung „Weltanschauung“ betont die enge, plan- und zielbewusste Zusammenarbeit an einem wahrhaftigen Volksfunk mit den Gliederungen der Bewegung. Zum dritten Gründungstage der NSG „Kraft durch Freude“ wird „Des deutschen Werkmanns Feierabend“ vorbereitet. SA und SS und besonders die Hitlerjugend werden im Laufe des Winters von der Ernsthaftigkeit ihrer kulturellen Arbeit durch verschiedene größere Sendungen Zeugnis ablegen. Weltanschauliche Kampfsendungen gegen den durchaus lebensfeindlichen Bolschewismus werden Hörwerke wie „Die Peitsche Gottes“ von Gerhard Eschenhagen zur Sendung kommen. Aus dem Werk Gobineaus „Die Renaissance“ entsteht aus den Kapiteln „Savannarola“, „Cesare und Borgia“ und „Julius II.“ ein geschlossenes Hörwerk, das den Kampf der verschiedenen Kräfte am Ausgang des Mittelalters aufzeigen wird.

Zur Verlebendigung ihrer Funkarbeit nimmt sich die Abteilung „Weltanschauung“ als Sendeform besonders der Hörfolge an. Nur der wirklich gute Vortrag, oft mit geeigneter Musik umrahmt, hat im Winterprogramm eine Berechtigung. Für die abendlichen Vortragsreihen sollen folgende bedeutende Männer gewonnen werden: der Präsident des Reichsinstitutes für Geschichte des neuen Deutschlands, Professor Dr. Walter Franck, der Erziehungswissenschaftler Ernst Kriek, der Rassenforscher Professor Dr. Hans F. R. Günther, der Leiter des Rassenpolitischen Amtes Dr. Walter Groß, der Inselndforscher Dr. Ernst Herrmann, der Begründer der Kulturkreislehre Geheimrat Professor Dr. Leo Frobenius, Paul Eipper und andere.

Die in der Hörerschaft so überaus gut aufgenommenen „Funke Expeditionen“ werden selbstverständlich fortgesetzt und führen uns nach Italien, Finnland, England und auch nach dem versunkenen Sparta. In letzterer Sendung wird wiederum der bekannte Breslauer Archäologe Professor Franz Messerschmidt (bekannt durch die „Funke Expedition nach Pompeji“), der sechs Jahre lang im Auftrage des Archäologischen Institutes in Rom Ausgrabungen in Pompeji geleitet hat, mitwirken.

Zum erstenmal berücksichtigt auch der Frauenfunk die kulturellen und künstlerischen Schöpfungen der Frau im Abendprogramm. Der Kinderfunk, angeregt durch den Erfolg der Kinderoper „Das geheimnisvolle Ei“, die zu Weihnachten in der Stunde „Der Auslandsdeutschen“ wiederholt wird, bereitet die Uraufführung eines großen musikalischen Kinderspiels „Wir bauen ein Haus“, von Colberg-Szuka vor.

Ganz besonders sei auf die Sendung zum 150. Geburtstag von Carl Maria von Weber hingewiesen, die Heinz Rudolf Fritsche gestaltet. Gerade Schlesien war das Land, das für den Werdegang Webers und der Gestaltung der deutschen musikalischen Romantik von entscheidender Bedeutung gewesen ist.

Der Leiter der Abteilung „Spielleitung“, Hermann Gaupp, berichtete über die Arbeit seiner Abteilung:

Mit der Größe des geplanten Winterprogramms verstärkt und erhöht sich selbstverständlich auch die Arbeit der Spielleitung. Ihr Bestreben wird es sein, die großen Sendungen mit allen Mitteln, die sich neben dem Film vielleicht nur der Rundfunk erlauben kann, zu einer hundertprozentigen abgerundeten künstlerischen Wirkung zu erheben. Dabei spielen neue dramaturgische Erkenntnisse, die der Reichsfender Breslau, der bekanntlich der Hörspielfender ist, auf Grund seiner reichlichen Erfahrungen gesammelt hat, eine entscheidende Rolle. Man wird mit der größten Intensität bei der Einstudierung der neuen Hörspiele die Dramatik, die ja das Element ist, das die Hörer am meisten packt und fesselt, in den Vordergrund stellen und steigern. Das heißt, man wird mit einer ungemein genauen Wortregie die innere Kraft des betreffenden Hörspiels so stark zu entfalten ver-

suchen, daß sie, über den Tageserfolg hinausgehend, für den Hörer zu einem inneren dynamischen Erlebnis werden. Aber auch darstellerisch plant der Reichsfender Breslau erstaunliche Überraschungen. So wird man in großen Sendungen voraussichtlich die Schauspielerinnen und Schauspieler Käthe Gold, Werner Krauß, Paul Hartmann, Aribert Wäscher, Lothar Müthel, Walter Frank, Heinrich George, Paul Klinger, Paul Wegener und Claus Clausen gastieren lassen.

Der Leiter der Abteilung „Orchester und Chor“, Kapellmeister Ernst Prade, hat für die Arbeit seiner Abteilung während der Winterspielzeit folgende Vorschläge gemacht:

Es soll eine Reihe von Opern aufgeführt werden, die für die Mehrzahl der Hörer neu sind oder doch im Spielplan der Theater selten vorkommen. Zunächst ist eine Sendung von Verdis „Falstaff“ in großer Besetzung vorgesehen. Als funktische Uraufführung soll Gerhard Ewald Rijkas „Sevatter Tod“ (nach dem gleichnamigen Grimm'schen Märchen) folgen. Auch mit den Sendungen der komischen Oper „Hieronymus Knicker“ von Karl von Dittersdorf, in der Bearbeitung von Josef Wittkowski, der Oper „Aurora“ des Dramatikers E. T. A. Hoffmann, in der Bearbeitung von Lucas Böttcher, der Oper „Boris Godunow“ (in der Urfassung) von Mussorgski und der Oper „Des Teufels Pergament“ des Schlesiens Alfred Schattmann wird dem Hörer Neuland auf dem Gebiete der Opernliteratur erschlossen werden. Die Aufführung einer Oper von Paul Graener wird diese Opernsendereihe vervollständigen.

Das reichhaltige Programm der großen Orchesterkonzerte berücksichtigt neben Werken von Max Reger, Pfitzner (Cellokonzert), Richard Strauß (Sinfonia domestica), Kaminski und Crapp das sinfonische Schaffen unserer großen Klassiker Haydn, Mozart und Beethoven. Besonderem Interesse dürfte die Aufführung von Bruckners 5. Sinfonie in der Originalfassung und ein Gastkonzert Professor Paul Graeners begegnen. Von Chorwerken werden Bachs „Weihnachtsoratorium“, Brahms „Deutsches Requiem“ und Bruckners „F-moll-Messe“ aufgeführt werden. Dem Schaffen der schlesischen Komponisten wird wie bisher innerhalb des Programms die ihm gebührende Stellung zugeteilt werden. Die Verpflichtung namhafter Instrumentalkünstler ist vorgesehen. Der Pflege des Volksliedes wird der Reichsfender Breslau auch im kommenden Winter besondere Beachtung angedeihen lassen.

Die Arbeit des Nebensenders Gleiwitz, so führte Herr Jakutek, der Leiter des Nebensenders, aus, hat durch die, von dem Intendanten veranlaßte Erweiterung des Sendeprogramms (25 Prozent des Gesamtprogramms) wesentlich an Bedeutung zugenommen.

Hauptaufgabe unseres Heimatsenders ist, dem Hörer in Schlesien oder im Reiche überhaupt, ein lebendiges Bild unserer Heimat zu vermitteln, das ihm das Wesen und die Eigenarten der im Grenzland lebenden Menschen und ihrer Umgebung schildert. Alle Lebensgebiete unseres Volkes, die Politik, die Wirtschaft, die Wissenschaft, die Kunst sollen hierbei zum Ausdruck kommen und unter Einsatz der hier schöpferisch tätigen Kräfte die Verbundenheit mit dem Volksganzen, mehr noch die tätige Anteilnahme am Schaffen des deutschen Kulturlebens zeigen.

Unter dem Titel „Bilder der Heimat“ bringen Hörspiele, Erzählungen, Vorträge und auch wissenschaftliche Abhandlungen Begebenheiten aus der Vergangenheit und der Gegenwart, in Kompositions- und Dichterstunden vermitteln Künstler und Dichter ihre Werke und ernste und leichte Musik soll Anregung und Entspannung geben.

„Offene Singen“ führen schaffende Menschen aus allen Berufen wieder zu gemeinsamer Fröhlichkeit zusammen, sind oft Grundlage zur Bildung von Singkreisen oder Singgruppen, den Grenz- und Auslandsdeutschen wertvolle Anregung für die volkskulturelle Arbeit.

Ja, die Arbeit des Nebensenders Gleiwitz soll mehr sein als die Durchführung eines Sendeprogramms, da in den Sendungen „Lied an der Grenze“ und „Bergarbeiter musizieren“ einheimische Kräfte eingesetzt werden und durch den Austausch der Mitwirkenden einmal das kulturelle Schaffen belebt und gefördert und dann die Verbindung zwischen Stadt und Provinz, zwischen Industrie- und Landbevölkerung gestärkt wird.

Am Schluß der Sitzung dankte der Intendant dem Sendeleiter und den Abteilungsleitern für ihre bisherige unermüdete Arbeit, wobei er den Wunsch aussprach, alle Sendungen, die über das Mikrophon hinaus in den Äther dringen, als Gemeinschaftsarbeit aller Abteilungen anzusehen und sie so zu gestalten, daß sie dem deutschen Rundfunk und insbesondere dem Reichssender Breslau Ehre machen und seinen künstlerischen Ruf festigen.

Die Schlesiische Landesmusikschule

wird am 1. Oktober 1936 in Breslau eröffnet. Sie umfaßt

Instrumental- und Gesangsklassen,
Seminar,
Opern- und Schauspielschule und
Orchesterchule.

Ferner eine Abteilung für Volksmusik, die im Laufe des Jahres ausgebaut werden soll. Die Angliederung einer Abteilung für Kirchenmusik ist vorgesehen. Leiter der Schule ist der durch seine bisherige Kölner Hochschul- und Dirigententätigkeit bekannte Professor Heinrich Böell.

Als Lehrkräfte sind unter anderen vorgesehen:

Bronislaw v. Pożniak, Klavier-Meisterklasse,
Kapellmeister Hermann Behr, Instrumentation und Partiturspiel,
Hermann Buchal, Klavier, Komposition,
Ernst August Boelkel, Klavier und Theorie,
Maximilian Hennig, Franz Schätzer, Violine,
Fritz Binnowsky, Cello und Gambe,
Kapellmeister Schmidt-Belden, Opernschule,
Oberspielleiter der Städt. Oper Dr. Helwig, Dramatischer Unterricht,
Dramaturg und Spielleiter Dr. Skraup, Dramatischer Unterricht,
Ballettmeisterin der Städt. Oper Gertrud Steinweg, Bühnentanz,
Holger Fidus und Traute Köslcr, Rhythmische Gymnastik.

Weitere Berufungen stehen bevor. Vorgesehen sind weiterhin Sonderkurse, beispielsweise ein vierzehntägiger Kursus des hervorragenden Pianisten Professor Eduard Erdmann.

Näheres demnächst durch die Tageszeitungen.

Auskunft und Anmeldungen schriftlich beim Städtischen Kulturamt, Breslau 5, Gartenstraße 39/41.

Sprechstunden für mündliche Rückfragen Dienstag und Freitag von 10 bis 11 Uhr im Städtischen Kulturamt, Breslau 5, Gartenstraße 39/41.

Schlesische Künstler der Gegenwart in Düsseldorf

Ein Austausch der künstlerischen Leistungen unter den deutschen Landschaften ist nützlich und lehrreich. Er kann wechselseitig zu Ansporn und Mahnung werden. Die rheinischen Maler lieben das Skizzenhafte, die leichte, flüchtige Improvisation. Der Osten, wenigstens Schlesiens — in Ostpreußen ist die Lage anders — ist beharrlicher. Der malerische Realismus ist heute noch die wesentliche Ausdrucksform. Die schlesische Malerei ist in einem etwas proviziellen Sinne traditionsgebunden. Das beweist die Ausstellung Schlesischer Künstler der Gegenwart, die in der Düsseldorfer Städtischen Kunsthalle von der Ausstellungsleitung Schlesiens e. V. in Gemeinschaft mit der Gesellschaft zur Förderung der Düsseldorfer bildenden Kunst veranstaltet worden ist. Die Künstler weisen sich durch eine überlieferungs- bewusste Solidität im Durchschnitt der Arbeiten aus. Weder eine gärende ehtblütige Auseinanderetzung mit den Formanschauungen, noch eine spielerische Zärtlichkeit und flüchtige Anmut der augenblickerfüllten Niederschrift trifft man an. Maler, die sich ungebundener zu geben versuchen, entbehren aber des vollendeten Könnens oder der bezwingenden Rühnheit des Temperaments. Im Grunde ist es ein etwas schwerblütiger, strenggläubiger, naturerfüllter Realismus, der den Hauptton der Ausstellung bestimmt. Es ist erstaunlich, Leonhard Sandrocks vor dem Krieg gemalte Lokomotive im Schuppen erscheint hier weder unmodern im Sinne von widerzeitlich noch unzugehörig. Allerdings Artur Nikischs entschiedene, nicht ins Malerische als Selbstzweck verlockte Diktion, Heyducks sicheres und klares Selbstbildnis sprechen unmittelbarer an. Max Frieses Familienbild ist in seiner neckischen Gemütlichkeit überwundenes Genre. Aber liebenswert ist Arno Henschels leichte, stimmungsvolle Landschaft bei Schömberg und Konrad von Kardorffs freundliche Impression An der Hohenzollernbrücke in Berlin. Artur Wasners von heißem Licht durchglühete Landschaft der Kornerte, die in ihrem malerischen Stil gepflegte Riesengebirgslandschaft von Erich Kirchhoff und Raldas Winterbild beweisen Können, Ernst der Arbeit und Beständigkeit. Auf jeden Fall sind sie Herbert Schnurpel überlegen. Einen frischen Eindruck macht eine Studie Erich Leitgebts. Georg Heinrichs faßt die Landschaft groß auf. Er ist ohne Angstlichkeit. Aber wie souverän ist ihm gegenüber Eberhard Hönigs Schneeschmelze an der Bischofskuppe. Fast musikalisch stehen alle Teile des Bildes im Einklang. Der Atem der Landschaft und der Jahreszeit weht hindurch, während sich Uffigs Stausee auf den grellen Effekt verläßt. Und wie Georg Weißts Märzlandschaft mit dem hohen Himmel, den Schneereifen bei aller Lockerheit der Malweise durchgearbeitet, von schöner Klarheit und Geschlossenheit ist, so billig Rudolf Hackes aufs Allegorische hin komponierter Feierabend.

Man ist in der Auswahl zu großzügig gewesen und hätte einiges ausmerzen müssen. Der Gesamteindruck wäre eindutiger und dichter gewesen. Aber man freut sich, daß heute noch ein Bild wie Meines Großeltern von Erwin Merz gemalt werden kann. Die unerhörte Sachtreue und Genauigkeit ist durchaus künstlerisch, wächst zu lebhafter Größe auf. Daneben ist Artur Kessels stille Altmeisterlichkeit wohl liebevoll bemüht und beseelt, aber auch zeitabgewandt. Jaekels Blumenstilleben ist geschmackvoll. Wilhelm Ertels Stilleben sein in den Constatungen und delikat im Gesamtklang, Krautgarten von Gertrud Staats bieder- meierlich sorgsam wiedergegeben, Artur Wasners Barbara schön im winterlichen Licht, Erich Ertels Große Mutter ansprechend in der Komposition und Fritz Ertels Arbeit von einem das Symbolische erstrebenden Ernst getragen. Diese Kunst steht innerhalb der Grenzen des Achtenswerten. Unter der Graphik fallen die tüchtigen Blätter von Grete Schmedes, Bodo Zimmermann und dem feinen Zeichner Siegfried Haertel, die Aquarelle von Josef Szezes, Helene Hisek und auch Gertrud Kleinert auf. Von den Bildhauern sind E. dell'Antonio, Johannes Kiunka, Walter Vollands und vor allem Ernst Seger (ausgezeichneter Kopf von Duisberg!) zu nennen.

R. S. Bodensiek.

**Besucht die 3. Schlesische Kunstausstellung
Breslau 1936!**

Vom 23. August bis 1. Oktober
im Doelzigbau, Breslau-Scheinig

Konrad Duden

Zur 25. Wiederkehr seines Todestages

Vor 25 Jahren, am 1. August 1911, starb der Geheime Regierungsrat Dr. Konrad Duden, Ritter zahlreicher Orden, im Alter von 83 Jahren in Sonneberg bei Wiesbaden. Sein Name ist uns schon zu einem Begriff geworden, und es ist deshalb gut, ihn einmal seines unpersönlichen Klanges zu entkleiden und sich des Menschen zu erinnern, der hinter dem großen Werk, der Vereinheitlichung unserer deutschen Rechtschreibung, steht.

Die Vorfahren Konrad Dudens waren zum meist Bürgermeister, Quästoren und Schöffen in Wesel oder Werder a. d. Ruhr. Sein Vater, der Landwirt war, besaß das Gut Boffigt bei Wesel, wo Konrad Duden am 3. Januar 1829 geboren wird. Dort verlebt er auch bis zum bestandenen Abiturientenexamen im Jahre 1846 seine Jugend. Unmittelbar anschließend studiert er dann in Bonn Philologie und Geschichte. 1848 erhält er eine Stellung als Erzieher bei dem Senator Souhay in Frankfurt a. M. In dem Hause dieser alten Patrizierfamilie von großer Tradition und persönlicher Kultur bieten sich dem jungen Studenten vielfältige geistige Anregungen, zumal er das Glück hat, die Familie auch auf Reisen nach England und in die französische Schweiz begleiten zu dürfen.

Im Jahre 1854 besteht Konrad Duden sein Staatsexamen und verläßt Frankfurt, um sein Probejahr am Soester Gymnasium abzulegen. Im Hinblick auf das Lebenswerk Dudens entbehrt es nicht des Humors, wenn wir in seinem Examensprotokoll folgendes lesen: „Er wird in didaktischer Beziehung darauf zu achten haben, daß durch seine ästhetische Auffassung der streng grammatikalische Gesichtspunkt nicht beeinträchtigt werde... Er würde aber noch manche Lücken in der deutschen Literaturgeschichte und Grammatik auszufüllen haben, wenn er den deutschen Unterricht für alle Klassen übernehmen sollte“.

Nun, in der deutschen Sprache und Grammatik hat Duden jedenfalls mehr geleistet als seine Zensoren!

Nachdem er die erste Hälfte seines Probejahres mit Erfolg bestanden hat, wird ihm die zweite erlassen. Es bietet sich ihm die Gelegenheit, im Herbst des gleichen Jahres in Genua eine Erzieherstelle anzunehmen. Er benützt diese Zeit zu eingehenden Studien der antiken Kultur und gleichzeitig dringt er mit offenem Sinn in die Besonderheiten des fremden Landes ein. So verdankt er diesen Jahren, in denen er auch seine spätere Frau, die Tochter des deutschen Konsuls Jacob in Messina kennenlernt, vielfältige und entscheidende Anregungen. Ostern 1859 kehrt er nach Soest zurück, wo er zehn Jahre lang, zuletzt als Prorektor, wirkt. 1869 erhält er die Direktorenstelle am Städtischen Gymnasium in Schleiz, bis er 1876 mit der Leitung der Klosterschule in Hersfeld betraut wird. Dies sollte nun der Ort seines ausgeprägtesten Wirkens werden. So oft man ihn später an größeren Schulen in Frankfurt, Kassel ufm. berufen wollte, stets lehnte er ab und blieb Hersfeld bis zu seiner Veretzung in den Ruhestand im Jahre 1905 treu.

Noch heute gedenkt man in Hersfeld in Dankbarkeit seiner, nicht nur als des umsichtigen und erfolgreichen Leiters der Schule, sondern auch als des tätigen Bürgers der Stadt. Er stellte seine Fähigkeiten zum Nutzen aller in den Dienst der Gemeinschaft, und daß ihm auch hierin Erfolge beschieden waren, zeigte die große Abschiedsfeier, die ihm die gesamte Hersfelder Bürgerschaft bereitete. Sie war eine bislang kaum gekannte Rundgebung dankbarer Anhängigkeit.

Seine überaus erfolgreiche Laufbahn verdankt Konrad Duden seinen großen pädagogischen Fähigkeiten. Dudens Lehrweise stach erheblich von der damals noch allgemein verbreiteten „Paukerei“ ab. Er wußte den Unterricht ungewöhnlich lebendig zu gestalten und regte so die Schüler zur selbständigen Mitarbeit an. Seine feine und umfassende Bildung und die ungemein starke geistige Regsamkeit waren wesensbestimmende und hervorstechende Eigenschaften Dudens. Ihnen verdankt er sicher

LYON *Schnittmuster* seit 1865 führend in der Mode
Modenzeitzungen zeigt Ihnen stets
Otto Littmann + Breslau 1, Ring 2

zum guten Teil die große persönliche Autorität, die er allenthalben genoß, ohne eigentlich streng zu sein; obgleich er natürlich auch da, wo es not tat, hart durchgreifen konnte und durchgriff.

Auch den Wert des Sportes und gemeinsamer Schulwanderungen hatte Duden bereits zu einer Zeit erkannt, in der man sonst noch wenig darauf achtete. Er räumte deshalb auch schon damals allem, was der körperlichen Erleichterung der Schüler diene, breiten Raum ein. Wie tief sein Verständnis für jugendliche Lebensfreude war, zeigt am besten ein kleines Beispiel: Im Winter benutzten die Schüler gern die Pausen zu großen Schneeballschlachten. Schnell waren zwei Parteien aufgestellt, und es galt, den Segner hinter eine bestimmte Linie zu treiben. Wenn nun die kurze Zeit der Pause nicht ausreichte, um eine endgültige Entscheidung zu erzwingen, geschah es denn gelegentlich, daß der Direktor Duden, wenn er gerade zusah, die Anweisung gab, die Pause sei bis zum Sieg einer der beiden Parteien zu verlängern. Rein Wunder, daß ein solcher Direktor bei seinen Schülern sich großer Beliebtheit erfreute, zumal ja noch dazu kam, daß seine geradezu sprichwörtliche Gerechtigkeit die Strafen, die hier und da notwendig wurden, von dem Beigeschmack feindlicher Willkür einer höheren Macht entkleidet.

Hauptunterrichtsfächer Dudens waren das Griechische und Französische; dabei beschränkte er sich aber nicht etwa auf den Stoff und das vorgeschriebene Pensum. Sein Unterricht war ihm vielmehr gleichzeitig Anlaß, feinsinnig und tiefgründig auf die antike Kultur einzugehen und auf die Schönheiten und verschiedenartigsten Reize und Schwierigkeiten der deutschen Muttersprache hinzuweisen. So gestaltete er seine Unterrichtsstunden zu einem Quell steter Anregungen für seine Schüler, was sich im Verein mit seinem psychologischen Verständnis und dem allgemeinen pädagogischen Geschick als bleibender Wert für die von ihm gebildeten Menschen erwies. Sein Wahlspruch, den er bei seiner Hersfelder Antrittsrede aussprach, hieß: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“. Diesem Wahlspruch ist es stets treu geblieben, und seine Schüler haben es ihm gedankt.

Neben diesen rein schulischen Dingen hatte sich Duden von jeher in ganz besonderem Maße mit der deutschen Sprache beschäftigt. Nicht so sehr philologische Neigungen waren es, die ihn dazu bewogen, sondern in erster Linie seine Begeisterung und Freude über die deutsche Einigung von 1871, deren treuer und, wenn es sein mußte, kämpferi-

cher Anhänger er aus innerster Überzeugung war. Vieles an dieser Einigung war noch von mehr äußerlicher Art; zu seinem Teile das in den großen Umrissen neu Geschaffene zu vertiefen und zu verbessern, war Konrad Duden eine Lebensaufgabe.

Um nur ein Beispiel zu nennen: es galten damals nicht nur für die einzelnen deutschen Länder verschiedene Rechtschreibungen, sondern häufig wurde auch in der Schule eine andere Orthographie gelehrt, als sie dann im kaufmännischen und staatlichen Leben gefordert wurde. Diesem üblen Mißstand abzuhelfen, hatte Duden bereits im Jahre 1872 ein kleines Werk über die deutsche Rechtschreibung veröffentlicht, dem noch im gleichen Jahre ein weiteres folgte. Dadurch bekannt geworden, wurde er bei der ersten „Orthographischen Konferenz“ von 1876, die vom Preussischen Unterrichtsminister Falk einberufen wurde, hinzugezogen. Im Gegensatz zu den vielfältigen Plänen, die die Vereinfachung der Rechtschreibung nach dem Grundsatz „Schreib, wie du sprichst“ forderte, trat Konrad Duden für maßvolle, aber sinngemäße Reformvorschlage ein, die in allen deutschsprachigen Bezirken Anwendung finden könnten. Denn der Grundsatz „Schreib, wie du sprichst“ läßt sich trotz vielfacher Angleichung wegen der dialektischen Färbung der Sprache in den einzelnen deutschen Gauen sinngemäß und einheitlich nicht durchföhren.

Aus den Anregungen dieser Konferenz entstand zunächst das „Orthographische Wörterbuch“, das überall große Beachtung fand. Duden ließ es jedoch nicht mit diesem Beginn genügen, sondern arbeitete ständig weiter an der Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung. So konnte er bei der entscheidenden orthographischen Konferenz in Berlin im Jahre 1901 einen Plan vorlegen, der in allen wesentlichen Teilen angenommen wurde. Damit war das große Ziel erreicht: Deutschland hatte seine einheitliche Rechtschreibung ja sogar mehr noch, es schlossen sich die Buchdrucker- und Korrektorenvereine Österreichs und der Schweiz an, so daß es endlich dazu kam, wenigstens in großen Zügen dem stärksten Bindeglied aller Deutschen untereinander, der Muttersprache, eine einheitliche Form zu sichern. Wie wichtig und zukunftsstark diese Tat war, zeigt, daß „Der Große Duden“, dessen Beginn jenes orthographische Wörterbuch war, auch heute noch und vielleicht gerade heute stärker denn je, seine große Aufgabe in einzigartiger Weise erfüllt, der Unbegriß zu sein nieversagender Hilfe in allen Fragen der deutschen Sprache. Ch. v. C.

Aufbauarbeit im Grenzland O.S.

1935, der erste Jahrgang der „Oberschlesischen Mitteilungen“

Wenn wir ganz kurz zusammengefaßt etwas über den Sinn und den Zweck der „Oberschlesischen Mitteilungen“ erfahren wollen, so brauchen wir nur den ersten Jahresband dieser Zeitschrift aufzuschlagen. Landeshauptmann Adamczyk sagt in seinem Vorwort, daß die amtliche Monatschrift der Provinzialverwaltung von Oberschlesien Freunde und Mitarbeiter für die mannigfaltigen Aufgaben in unserem Grenzland werben will, um so ein geistiges Band zu schaffen, das alle im Dienste Oberschlesiens Tätigen umspannen soll. Er gibt auch seiner Hoffnung Ausdruck, daß die „Oberschlesischen Mitteilungen“ ein weiterer Baustein werden an der Aufbauarbeit unserer Heimatprovinz.

Und dieser Aufgabe ist die junge Zeitschrift gerecht geworden. Im ersten Heft, gewissermaßen als Einführung, brachten die „Oberschlesischen Mitteilungen“ eine längere Arbeit allgemeiner Art über das deutsche Land im Südosten des Reiches mit vielen Aufnahmen, die auch dem Uneingeweihten, dem, der Oberschlesien nicht kennt, ein Bild verschafft von unserer Provinz, ein Bild, das gleichsam die Umrißzeichnung ist für eine im Entstehen begriffene Mosaik. Immer sind die „Oberschlesischen Mitteilungen“ zur Stelle, geben Anregungen, wie diese oder jene Mängel und Mißstände zu beseitigen wären, klären diese oder jene Frage über unser Grenzland und zeigen auch den Brüdern und Schwestern im Reich und jenseits der Grenzen Oberschlesiens, wie es lebt, wie es kämpft und wie es aufwärts strebt.

Die Zeitschrift ist jeweils in drei große Abschnitte eingeteilt. Der erste Teil bringt Aufsätze allgemeinerer Art und Gedichte und ist reich bebildert, der zweite Teil behandelt Fragen der Verwaltung und im dritten werden Berichte, Mitteilungen, Buch- und Zeitschriftenbesprechungen usw. veröffentlicht. Auf dem geschmackvollen, in den Farben der Provinz gehaltenen Deckel, den das Wappen Oberschlesiens ziert, erschienen bis jetzt ausschließlich Fotos aus dem Fotowettbewerb „Auch Oberschlesien ist schön“, den das damalige Presse- und Volksaufklärungsamt im Jahre 1934 veranstaltet hat. So brachte das erste Heft im April vorigen Jahres das mit dem ersten Preis ausgezeichnete Bild „Wespenmarkt in Reisse“. Nach einem Bilde von Gustav Freytag zur 40. Wiederkehr des Todestages dieses oberchlesischen Dichters und dem bereits erwähnten Beitrag „Oberschlesien, deutsches Land im Südosten“ von Dr. Winand Gralka, finden wir das Gedicht „Frühling im Grubenrevier“ von Alfons Hayduk, das die Dreieinheit des oberchlesischen Industriegebiets Grube, Hütte, Scholle im Schein der ersten Frühlingssonne zeigt. In dem Abschnitt „Aus der Verwaltung“ beginnt Landesjurist Dr. Cyczka mit einer Aufsatzfolge über „Das aufbauende Gesetzgebungswerk“, die bis heute — wenn auch mit Unterbrechungen — weitergeführt wird. Laufend berichten diese Fortsetzungen über neue Gesetze und Verordnungen und sind gleichzeitig leicht verständliche Erläuterung und Stellungnahme. Über den damaligen Stand der beruflichen Gliederung der Bevölkerung in den oberchlesischen Kreisen unterrichtet eine längere Arbeit von Dipl.-Ingenieur R. Schweda-Berlin. Wir erfahren weiter Einzelheiten über die „Reichsbahndirektion Oppeln, das größte Verkehrsunternehmen Oberschlesiens“ und über den Aufbau der Landesbildstelle Oberschlesien. Unter den Berichten und Mitteilungen finden wir den Spielplan des Oberschlesischen Landestheaters, eine kurze Besprechung ostdeutscher Zeitschriften u. a. m.

Das Maiheft der Zeitschrift bringt als Deckelbild einen Biskupitzer Bauern beim Bestellen seiner Scholle. Raum einmal vorher ist die Verbundenheit zwischen Industrie und Landwirtschaft so deutlich wiedergegeben worden wie gerade auf diesem Lichtbild, das mit dem zweiten Preis des Wettbewerbs „Auch Oberschlesien ist schön“ ausgezeichnet worden ist. Paul Habraschkas, des oberchlesischen Bergmannsdichters „Scholle und Schote“, ein Gedicht, das auf der ersten Seite des Heftes steht, ist wie für dieses Bild geschaffen.

Nach einem Geleitwort, in dem die Reichsbahndirektion Oppeln die „Oberschlesischen Mitteilungen“ als auf das engste mit Oberschlesien verbundene Mittlerin des Verkehrs begrüßt, spricht der Inspekteur Ost und Gauführer Schlesien im Reichsverband für Deutsche Jugend-

Die Herbst-Neuheiten sind eingetroffen:

Herren-Mäntel und -Anzüge, Krawatten und Oberhemden

Wiener Damen-Kostüme und Mäntel, Handtaschen usw.

William Kramer, Breslau **Schweidnitzer Straße**
38/40

herbergen, Oberbannführer Kurt Scheerschmidt, über das Jugendwandern und die Jugendherbergen in Oberschlesien, und im Bilde sehen wir die herrlich gelegene Jugendherberge in der Landesburg Ottmachau, die Provinzial-Jugendherberge in Ziegenhals und die Burg ruine bei der Eichendorff-Jugendherberge in Cosf. Ein Gedicht und ein Bild von Wildgrund laden zum Besuch des Strandbades der Oberschlesier inmitten der malerischen Gebirgsecke. Über die Kulturarbeit im obererschlesischen Grenzlande auf dem Gebiet des Eheaters und seiner Aufgaben und über den Ehrentag der schlesischen Dichtung in Bad Carlsruhe wird berichtet sowie über die Pflege des heimatischen Zusammengehörigkeitsgefühls und des deutschen Volkstums in Oberschlesien durch die „Tage der Heimat“. Paul Habraschka erzählt von der schlichten Schönheit des obererschlesischen Walddorfes Cziasnau. Dr. Raschke-Ratibor, der Leiter des Landesamts für Vorgeschichte, widmet einen längeren Beitrag den gefährdeten vorgeschichtlichen Denkmälern in Oberschlesien.

Im allgemeinen Teil wird des 70. Geburtstages des im Ringen um Oberschlesien an vorderster Stelle kämpfenden Generalleutnant a. D. Bernhard von Hülsen und auch des 12. Todestages Albert Leo Schlageters gedacht. Dr. Gralka-Oppeln erzählt von der Sonderschau „Auch Oberschlesien ist schön“. Eine Aufstellung unterrichtet die Leser über die laufenden Feuerwerbungen der Oberschlesischen Landesbibliothek Ratibor. Die heimatische Rätsellecke schließt das Heft.

Die nächste Folge der „Oberschlesischen Mitteilungen“ eröffnet Landesbaurat Hiersemann-Oppeln mit einem reich bebilderten Aufsatz über die obererschlesischen Landstraßen im Dritten Reich. Auf den seiner Vollenendung entgegengehenden Stausee bei Turawa als lohnendes Wochenend- und Wanderziel wird hingewiesen. Herbert Lindner führt uns mit seinem schlichten Gedicht an ein „Altes Feldkreuz bei Reisse“.

Im zweiten Absatz des Juni-Hefstes finden wir einen ausführlichen Bericht über die Haushaltsfassungen des Provinzialverbandes von Oberschlesien für das Rechnungsjahr 1935/36 von Landesyndikus Dr. Tyczka und zwei Beiträge zum Rotkreuztag. Provinzialbaurat Miehle-Oppeln berichtet von der Hauptversammlung des Oberschlesischen Obervereins e. V. Die Straßensperrungen in Oberschlesien, die besonders jedem Kraftfahrer wichtig sind, fehlen auch in diesem Heft nicht, desgleichen die letzten verkehrstechnischen Nachrichten der Reichsbahn. Der allgemeine Teil bringt den Dank Oberschlesiens an seinen dahingegangenen Vorkämpfer des Volkstums, den Rektor i. R. Josef Strecke-Oberglogau, sowie an den obererschlesischen Freiheitskämpfer Oberst Graf von Magnus. Buchbesprechungen, Berichte über den Fremdenverkehr, über Besuche aus dem Reiche u. a. m. tragen dazu bei, daß auch dieses Heft in seiner Reichhaltigkeit ein wertvolles Stück in der Reihe der „Oberschlesischen Mitteilungen“ ist.

Das Heft 4, Juli 1935, steht ganz im Zeichen der Reise und des Fremdenverkehrs, mit dem sich der erste Beitrag im allgemeinen befaßt. Neben vielen Bildern von besuchenswerten obererschlesischen Orten finden wir Aufsätze über Wildgrund, über Dampferfahrten auf der Oder, über die malerischen obererschlesischen Bäder Ziegenhals und Carlsruhe, über die Aufbauarbeiten der „Kraft-durch-Freude“-Organisation in den beiden schlesischen Provinzen und über Veranstaltungen des für die volkskulturelle Erziehung besonders wichtigen Arbeitsdank.

Denen, die glauben, daß die „Oberschlesischen Mitteilungen“ für die alte obererschlesische Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ ein sogenanntes „Konkurrenzunternehmen“ sein wollen, wird hier eindeutig gesagt, daß diese beiden Zeitschriften in keiner Weise gegeneinander stehen, sondern sich ergänzen, Hand in Hand arbeiten an einem großen, gemeinsamen Ziele. Beide wollen doch — jede in ihrem Rahmen — mitarbeiten am Aufbauwerk unserer Heimat und damit an dem großen Aufbauwerk des Führers.

Landespsychiater Dr. Rodenberg nimmt Stellung zu der überaus wichtigen Frage der kulturellen Bedeutung der Erbgesundheitspflege für unser deutsches Volk.

Daß die Provinzialverwaltung ihr besonderes Augenmerk auf die Notwendigkeit der Behebung der teilweise noch immer herrschenden Verkehrsferne Oberschlesiens gerichtet hat, geht daraus hervor, daß auch das Augustheft wiederum einen Aufsatz von Landesbaurat

LANGENBIELAU

im Eulengebirge

Landschaftliche Schönheiten
Herrliche Gebirgszüge

Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

Englisch

Französisch, Spanisch, Ital., Portug., Holländisch,
Polnisch, Russisch, Schwedisch, Dänisch, Tschechisch

lernt man erfolgreicher nur im

Sprachinstitut A. Grabowski

Wreslau, Dhlauer Straße 81, Fernsprecher 281 64

Hiersmann bringt, der die neuzeitlichen größeren Straßenbrückenbauten im ober-schlesischen Provinzgebiet behandelt und an vielen guten Bildern zeigt. Ernst Mücke-Sr. Strehliß führt uns neue Wege ins Annabergland vom Bahnhof Peshnitz—St. Annaberg an der in diesem Sommer vollendeten Bahnlinie Heydebreck—Sr. Strehliß aus. Über die Schwimmbäder und Badeanstalten in unserer Provinz berichtet Ralf Juon. Im Verwaltungsteil lesen wir diesmal einen Aufruf an die ober-schlesische Landwirtschaft „Schatzucht tut not!“ von Provinzial-Güterdirektor Wasner-Oppeln.

Das Septemberheft eröffnet ein großer Bericht über den ober-schlesischen Provinzialverband, seine Finanzlage und Aufgaben, der weitgehend Aufschluß gibt über die Arbeitsgebiete der Provinzialverwaltung. Über die Bilanz des Jahres 1934 der ober-schlesischen Bergwerks- und Hüttenindustrien berichtet der Aufsatz „Bergwerk und Hütte in Oberschlesien“, während ein anderer Beitrag einlädt zum Besuch des ersten ober-schlesischen Fliegerberges, des Steinerberges bei Nieder Ellguth. Von der Durchführung einer neuartigen Storchberingung spricht der Veiter der Vogelschutzwarte Oberschlesien, Oberstleutnant Jitschin. Bilder berichten von den ober-schlesischen Schwimmvereinstschaften in Wildgrund und von den Manövern in Oberschlesien. Im Verwaltungsteil werden die Haushaltsatzungen des Provinzialverbandes von Oberschlesien für 1935 bekanntgegeben.

Zur Eröffnung der Winterspielzeit 1935/36 bringen die „Ober-schlesischen Mitteilungen“ in ihrem Oktoberheft eine Vorschau auf die Winterspielpläne der Theater im Grenzland Oberschlesien. Dr. Winand Gralka beginnt mit einer lezenswerten Aufsatzfolge über die Rathäuser der ober-schlesischen Städte. Mit Schönwald, der Geschichte und der noch heute vorhandenen Eigenart dieses alten Siedlungsdorfes im deutschen Oberschlesien beschäftigt sich Heinz Bomhof-Danzig, während der ober-schlesische Dichter Alfons Hayduk zum 150jährigen Bestehen des Werkes Königshuld einen Beitrag mit mehreren Bildern beigefeuert hat, „Ein ober-schlesisches Grenzland-Jubiläum: Des großen Königs Spaten und Schippe“, in dem uns der Werdegang des Stahlwerks Königshuld und seiner Erzeugnisse vor Augen geführt werden. Zum Besuch der Drama-Stadt Peiskretscham lädt ein Aufsatz über die aufstrebende Kleinstadt am Rande des ober-schlesischen Industriegebietes. Den Nachwuchs der heimischen Yriker vertritt Hans Raboth mit seinem Stimmungsge-dicht „Abend in der Kleinstadt“. Unter den Nachrichten und Mitteilungen finden wir ein Gedenken an den ober-schlesischen Bildhauer August Riß.

„Wer die Jugend hat, besitzt die Zukunft.“ Mit diesem wahren Satz beginnt Landesrat Ullrich-Oppeln seinen großen Beitrag über die Jugendfürsorge, dem er den Titel „Gefährdete Jugend in Oberschlesien“ gegeben hat. Außerdem birgt das Novemberheft noch andere lezenswerte und aufschlußreiche Aufsätze. So erzählt Schmidt-Colinet-Oppeln etwas über das Jagen in Oberschlesien, Dr. Ruchenbuch-Ratibor bespricht das in Kalinowitz freigelegte Wandalegrab und die Reichtümer, die dem deutschen Volke dadurch wieder geschenkt wurden als Kinder einer urdeutschen Besiedlung unserer Grenzmark Oberschlesien. Des Todestages unseres größten Yrikers, des „letzten Ritters der Romantik“, Freiherrn von Eichendorff, gedenkt ein besonderer Abschnitt, der, wie alle anderen Beiträge, reich bebildert ist. Anschließend lesen wir ein Gedicht „Lied der Heimat“ und „Marschall Vorwärts in Bad Wachtelkunzendorf“, einen Aufsatz, der bestimmt auch vielen Oberschlesiern die Tatsache, daß Generalfeldmarschall Blicher Schloßherr in Bad Wachtelkunzendorf war und gewissermaßen als der Vater der Blicherquelle und damit des Bades angesehen werden kann, als Neuigkeit berichtet. Der Verwaltungsteil bringt diesmal etwas über die Arbeit und die Erfolge der Ober-schlesischen Provinzial-Feuerzozietät, über den Besuch des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, in Oberschlesien u. a. m. Unter den Mitteilungen lesen wir ein Gedenken an den so früh aus der Fülle seines Schaffens dahingegangenen ober-schlesischen Bildhauer Thomas Myrtek, den Schöpfer des dargestellten Antlizes des ober-schlesischen Menschen.

Die „Ober-schlesischen Mitteilungen“ verabschieden sich am Ende des Jahres 1935 mit einer verstärkten Ausgabe. Im ersten Beitrag unternehmen wir gemeinsam eine Wanderung durch die Heimatmuseen und Heimattuben, die Schatzkammern unserer Provinz, die unerschöpfliche Fundgruben sind zur Erforschung und Erkenntnis der Volksgeschichte, der



Altertümliche Bergstadt
Aufstrebende Sommerfrische
Einfallsst. z. d. Felsenwundern
von Adersbach u. Wekelsdorf

Auskunft und Prospekte:
Verkehrsamit, Ruf 410

„Einsiedler-Freutler“-Balsam
für Magen, Darm und Herz!
MOHREN-APOTHEKE, GLATZ 'YSCHL

Sitten und Bräuche unserer Vordäter. Mit jedem einzelnen ober-schlesischen Museum und jeder Heimatstube beschäftigt sich diese „Wanderung durch Oberschlesiens Museen“ und läßt all die Zeugen des Schaffens und Könnens früherer Geschlechter vor uns erstehen. Einige der schönsten und wertvollsten Stücke aus ober-schlesischen Sammlungen sind im Bilde wiedergegeben und zeigen, daß Oberschlesiens Kunst und Kultur immer nur deutsch waren, wesensverwandt den großen Kunstwerken und Schöpfungen der größten deutschen Meister.

Landesbaurat Hiersemann nimmt noch einmal Stellung zu dem Problem der Straßen im Grenzland, diesmal zu der Beziehung zwischen Straße und Landschaft. Professor Dr. Karl Manka, der Leiter der sogenannten „Erdwarte“ in Ratibor, beginnt mit einer Reihe von Beiträgen, die sich mit der Notwendigkeit von Außenstellen der Oberschlesischen erdwissenschaftlichen Landeswarte befassen. Ein Bild zeigt uns die Warte, von der mancher Oberschlesier heute vielleicht zum ersten Male etwas hört und deren Arbeit doch gerade für Oberschlesien als Bergbaugesbiet von bedeutender Wichtigkeit sind.

Die Schönheit des ober-schlesischen Winters preist Ralf Juon in seinem Aufsatz: „Auch in Oberschlesien: Ski und Rodel gut!“ Die Erzählung von den Weihnachtsbräuchen in Oberschlesien von Dr. Walter Kalak gibt uns ein gutes Bild von dem Brauchtum des ober-schlesischen Volkes. Die vierte Fortsetzung des Beitrages über „Das aufbauende Gesetzgebungsmerk“ befaßt sich diesmal besonders mit den Gesetzen, die sich auf die unmittelbaren verantwortlichen Träger der Sozialverfassung, die Betriebsführer und Betriebsgefolgschaft, beziehen. Unter „Allgemeines“ lesen wir eine Würdigung des Menschen Adolf von Menzel und seiner Werke. Mitteilungen aller Art, kürzere statistische Aufsätze über Wohnungsnot, Wanderbewegung, Fremdenverkehr usw., die weiter ausgebaute Schau ostdeutscher Zeitschriften, Besprechungen von Büchern und ober-schlesischen Heimatkalendern u. a. m. geben auch diesem Heft eine reichhaltige Fülle.

Damit schließt der erste Jahresband der „Oberschlesischen Mitteilungen“. Hat nun die Zeitschrift ihr Versprechen, ein Baustein zu sein am Aufbau unserer Heimat, auch gehalten? Ist aus der Umrißzeichnung, die das erste Heft im April 1935 entworfen hat, wirklich nach und nach eine Mosaik geworden?

Ich glaube — ohne die geringste Übertreibung — sagen zu können, daß dem tatsächlich so ist! Nicht etwa, daß die „Oberschlesischen Mitteilungen“ nun alle ober-schlesischen Fragen erschöpfend behandelt hätten, — dazu reichten keine hundert Zeitschriften dieser bescheidenen Aufmachung — aber überall da, wo Fragen im Aufgabenbereich der amtlichen Monatschrift der Provinzialverwaltung auftauchten, war diese Zeitschrift zur Stelle. Immer wieder, in jedem Heft, wurde sie ihrem Titel gerecht, der da sagt, daß sie eintreten will für Wohlfahrt, Kultur, Verwaltung und Verkehrswerbung in unserer Heimat. Und so wurde der Jahresband der Zeitschrift ein Handbuch und Nachschlagwerk für den Schriftleiter, den Lehrer, den Heimatkundler, kurz für jeden, der sich beruflich oder außerberuflich mit allen Segenwartsfragen der Provinz Oberschlesien beschäftigt.

Carl Christian Drost.

SCHLOSS
ZWEI SCHLESISCHE PERLEN
GÄRTNEREI
1914-1934

Fürstenstein-Liebichau



Herrliche Terrassen und prächtige Wasserkünste
Erfolene Sammlungen
Sehenswerter Marstall

Größter Schaubetrieb in Ostdeutschland / Einzige artige Gewächshäuser
30. August bis 27. Septbr.:
Die große Dahlienschau



Besichtigung täglich von 8 bis 18 Uhr

Bahnhöfe: Nieder Salzbrunn und Freiburg i. Schlef.

Die schlesischen Spielbücher

herausgegeben von Waldemar Glaser



Flemmings Verlag Breslau - Dt. Lissa

Die Schlesiſchen Spielbücher

Neben dem Volksbrauch, der einst in kultischer Gebundenheit die Menschen tiefstes Wissen ahnen ließ, das immer wieder zum Leitstern ihres Lebens wurde, erſteht heute ein Neues: das Volkſpiel. Abſeits von der großen Dramatik ſucht der Volksdichter in einer jedem zugänglichen Sprache die Welt der Empfindung aufzuhellen und in ihr das Licht des Erkennens greifbar werden zu laſſen. Jeder Menſch ſoll leſen lernen im Buche ſeiner Volksgeschichte, er ſoll wiſſen, daß Erde mehr iſt als das, was er mit ſeinen Füßen berührt, daß Blut etwas Größeres iſt als das, was er davon nur ſinnlich wahrnehmen kann. Er ſoll wieder den Weg finden zu all den ungeahnten Möglichkeiten, die in ſeiner Natur nur der Erweckung bedürfen, und zu dem Bewußtſein ſeines größeren Ich. Nur wer ſich ſelbſt findet, kann wiederum das Verwandte im anderen erfassen und verſtehen. Erlöst aus ſeiner Einſiedelei kann der einzelne aber nur werden, wenn er hiſchaut auf das allgemeingültige, über dem Leben waltende, ausgleichende Prinzip der Vorſehung. So wandelt ſich eine oft noch ſpürbare Gemeinſamkeit (in der aber das Wort „. . . einſamkeit“ noch geiſtert, und die mehr ein Neben-einander iſt) in eine wirklich die Menſchen freimachende Gemeinſchaft (in etwas eine Gemeinde Schaffendes). Hier kann das Volkſpiel Brücke ſein. In der Sprache des Volkes zu reden und durch ſie die zunächſt nur gegenſtändlich zu denken Vermögenden vor endgültige Entſcheidungen zu führen, die Dinge beim Namen zu nennen und ohne ſie gleichniſhaft aufzubauen, aber das alles wieder ſo, daß ein ſtarker Glaube an das erwacht, was in dieſer einfachen Sprache des Volkes geſagt ſein will, das iſt die Aufgabe der „Schleſiſchen Spielbücher“, die Waldemar Glaſer ſoeben in Flemmings Verlag, Breslau-Deuſch Viſſa, herausgegeben hat. Die „Schleſiſchen Spielbücher“, von denen bereits drei Heſte vorliegen („Die Judenſchule“, von Karl Boromäus Alexander Seſſa, „Der große König und ſeine Bauern“, ein Oſtlandſpiel von Theo Johannes Mann, und „A Polier hot Durſcht“, ein kleines Spiel um ernſte Dinge, von Hermann Otto Thiel), werden ſich von den bisher bekannten Spielreihen dadurch unterſcheiden, daß ſie den gewohnten Rahmen einmal ſprengen, um eine allen Anforderungen gerecht werdende Stoffauswahl zu bieten, wie ſie die Feiergusaltung verlangt, um die unſer Volk heute überall ringt. So wird zum Beiſpiel das vierte Heft der „Schleſiſchen Spielbücher“ eine Auswahl der volkstümlichſten Kompoſitionen des bekannten ſchleſiſchen Kompoſiſten Karl Szuka bringen: einfache Inſtrumentalſätze, Tänze und Lieder nach Worten von Ernſt Schenke und Leonhard Hora. Damit werden ſich die „Schleſiſchen Spielbücher“ auch den Weg in die Schulen erſchließen. Weiter wollen ſie auch dem neuen deuſchen Menſchen helfen, den Weg zu finden zu einer geiſtigen Durchdringung ſeines Volkſtums, für das ihm ſeine inſtinktiven Kräfte verlorengegangen ſind. Dem leider immer noch oft zu begegnenden Standpunkt, den Brauch nur um des Brauches willen zu pflegen, wollen die „Schleſiſchen Spielbücher“

entgegensetzen eine neue Pflege der Erhaltung des alten Brauchtums im Hinblick auf die in ihm waltende Volksweisheit. Spiele, die uns die Höhepunkte unseres natürlichen Jahres im Lichte der Gegenwart erleben lassen, sollen in der Reihe erscheinen, in der auch Märchen- und Abenteuerspiele für Kinder, sowie Schattenspiele nicht fehlen werden. Und nun zu den Spielen selbst.

Unser Bewußtsein von der geschichtlichen Sendung des deutschen Volkes ist die Frucht des unbeugsamen Willens seiner großen Führer. Wir feiern in diesem Jahre den 150. Todestag Friedrichs des Großen. Es ist kein lautes Feiern, sondern vielmehr ein allmählich alle ergreifendes Ahnen der mythischen Gestalt des großen Königs. Aber niemals werden dicke Geschichtswälzer unser Volk zu diesem Ahnen hinführen können. Da bieten die „Schlesischen Spielbücher“ ein ganz einfaches, ohne großen Aufwand darzustellendes Spiel, das uns ein neues Bild von dem König gibt. Es kann kein Spiel glücklicher beginnen, als wenn es einem in den ersten Sätzen erfahren läßt, worum es grundsätzlich geht. Damit ist man sofort in den Bann seines Geschehens gezogen. Theo Johannes Mann ist es in seinem Spiel „Der große König und seine Bauern“ gelungen, uns an dem Schicksal einer Bauernfamilie das innere Ringen des deutschen Bauertums erleben zu lassen. So lernt auch der Einfältigste Geschichte verstehen. Friedrich II. oder der „Bauernvater“, wie ihn die ostdeutschen und schlesischen Bauern nannten, ließ vierhunderttausend Morgen Land urbar machen und über siebenundfünfzigtausend Kolonistenfamilien ansiedeln. Wengleich auch die Bauernbefreiung damals noch nicht durchgeführt werden konnte, so schützte der König doch den Bauern vor der Willkür seines Grundherrn durch amtliche Festlegung des Robotdienstes und durch ein strenges Verbot der Schmälerung des bäuerlichen Besitzes. Schlesien erhielt als erste preußische Provinz am 14. Juli 1749 das Gesetz gegen das Bauernlegen durch Adel und Geistlichkeit. Alle diese Dinge werden in dem Spiel zwar nicht ausgesprochen, aber sie werden vorbereitet, so daß sie als geschichtliche Tatsachen sich in die Herzen eingraben können, um das bilden zu helfen, was wir den politischen Menschen nennen.

Der Titel des Spieles von Karl Boromäus Alexander Sessa wird manchen glauben machen, es handele sich um eine gegenwärtige Satire. Sessas Posse „Die Judenschule“ ist aber bereits vor 125 Jahren mit großem Erfolg über die Breslauer Bretter gegangen und schlug auch in Berlin so kräftig ein, daß sogar verschiedentlich reiche Juden versucht haben, gegen hohe Abfindungssummen die Auf- führung des Stückes zu verhindern. Waldemar Glaser ist es zu danken, daß dieses Spiel, das in einer ausgezeichneten Bearbeitung von Karl Konrad vor uns liegt, wieder durch eine Neuauflage der Vergessenheit entrissen worden ist. zugleich schickt der Bearbeiter dem Spiel eine theater- geschichtliche Untersuchung voran, die über Entstehung und



Schicksal der Posse, sowie über die Persönlichkeit des Dichters und über sein Lebenswerk wertvolle Aufschlüsse gibt. Die Neuherausgabe der „Juden-
schule“ fällt auch mit dem 150. Geburtstag R. B. A. Sessas zusammen, der
am 20. Februar 1786 in Breslau geboren wurde. Die Posse wird auch heute,
wie vor 125 Jahren, ihren Weg machen. Bühnentechnische Anforderungen
stellt sie nicht. Der Bearbeiter hat das von Sessa verwendete „jiddisch“ in
der Schreibweise sehr vereinfacht. Und welch köstliche Typen gibt es dar-
zustellen! Eine wahre Fundgrube für die Spieler: Abraham Hirsch, der
Erödelsjude; Jakob, sein Sohn, der mit einem Säckchen falscher Groschen und
einem Dutzend Talern sein „Geschäft“ anfangen soll; Lydia, eine reiche „Kalle“,
die die Werbung ausschlägt, und der reiche Polckwitzer, ihr Vater, der sogar
höchstselbst Jakob die Hand seiner Tochter anbietet, als dieser das große Los
gewonnen haben soll, was sich jedoch am Schluß als Ente herausstellt, so daß
aus der Heirat nichts wird und Jakob wieder zu seinen alten „Klamotten“
greifen muß.

Wer das Spiel „A Polier hot Durst“ von Hermann Otto Chiel aufmerksam
liest und bejaht, der hat damit bewiesen, daß er die Seele des Arbeiters
der Faust kennt. Es mag auf den ersten Blick als ein anspruchsloses Spiel
erscheinen. Die kleinen Belanglosigkeiten, die da so hing gesprochen werden,
sind aber mehr. Der, den das Spiel angeht, hört diese „Nebensächlichkeiten“
mit einem ganz anderen Ohr als der „Intellektuelle“. In dem Augenblick
nämlich, wo dieses Spiel etwa im Rahmen einer Feiergegestaltung für Werk-
arbeiter steht, erlebt der einzelne das an ihm vorüberziehende Geschehnis als
ein Abbild des Lebens, ungekünstelt und ungewollt. Darin liegt jedoch nicht
der Zweck dieses Spieles, einen naturalistischen Abglanz der Dinge zu geben.
Was vielmehr da plötzlich aufleuchtet, das ist der Glaube, daß seelische und
leibliche Not letztlich in menschlicher Schwachheit begründet sind, und daß
jeder sich ein glücklicheres Leben schaffen kann, wenn er nur die Kraft der
Überwindung aufbringt. Das Spiel würde aber gerade von dem, den es
unmittelbar angeht, abgelehnt werden, wenn es ein Tendenzstück wäre.
Nirgends wird jedoch darin moralisiert; die Sprache, die da gesprochen wird,
ist ihm so vertraut, ja, er erkennt in ihr seine eigene wieder. So spricht er
ja auch mit seiner Frau und mit seinen Kameraden, so reden auch seine
Kinder. Alles, was da geschieht, kommt ihm so vor, als habe er es irgendwie
schon einmal erlebt. Und nun glaubt er, ohne daß ihm eine statistische
Zahl vorgehalten wäre, ohne daß man ihm ein Gleichnis zu geben brauchte,
daß einer der größten Feinde des Menschen und seines Lebensglückes der
Alkohol ist. Er glaubt es nicht nur — er weiß es, denn er hat selbst im
Erlebnis des Spieles die innere Wandlung des Vaters mit durchgemacht,
der den Weg aus einer trostlosen Mietskaserne zu einem Eigenheim in der
Stadttrandsiedlung gefunden hat. Hier ist der Weg der „Schlesischen Spiel-
bücher“ deutlich erkennbar: Aus dem Leben — für das Leben, gegenwärtig
und stark.

Seribert Grüger.

Friedrich der Große und Oberschlesien. Ein Doppelheft des „Oberschlesiens“ (Juni/Juli) zum 150. Todestag des großen Königs.

Wohl keine politische Wendung hat für die kulturelle, wirtschaftliche und soziale Entwicklung Oberschlesiens in der Neuzeit so tiefgreifende Folgen und weitreichende Wirkungen gehabt, wie der Übergang in den Besitz des großen Preußenkönigs. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Schriftleitung des „Oberschlesiens“ am 150. Todestags des Königs einmal Rückschau zu halten auf das, was Oberschlesien Friedrich dem Großen zu verdanken hat. In dem vorliegenden Doppelheft, das ganz diesem großen und würdigen Ziel dienstbar gemacht ist, wird ein sehr eindrucksvolles Gesamtbild zu bieten versucht von den unermüdbaren Bemühungen des großen Königs und seiner Mitarbeiter sowohl um die kulturelle als auch die wirtschaftliche Erschließung des neugewonnenen Landes.

Was die Veränderungen im kulturellen Leben des Landes betrifft, so sind diesem Punkt eine ganze Reihe von geschichtlichen, volkskundlichen, kirchen- und kunstgeschichtlichen Abhandlungen gewidmet. Den Anfang macht hierbei der Breslauer Historiker Prof. *Andrae* in seinem über Oberschlesien weit hinausgreifenden Beitrag: „Friedrich der Große und Schlesien.“ Den gut gewählten Ausgangspunkt dieses Aufsatzes bilden die beiden „Politischen Testamente Friedrichs des Großen von 1752 und 1768“, die erst seit 1920 veröffentlicht und voll zugänglich sind. Sie enthalten „die zu einem vollständigen System entwickelten Regierungsgrundsätze Friedrichs des Großen. In diesem System entbült er die Theorie und Praxis seiner Außen- und Innenpolitik mit so restloser Offenherzigkeit, daß es die Preußische Regierung vor dem Kriege immer wieder — bald aus innenpolitischen, bald aus außenpolitischen Rücksichten — für bedenklich, ja für unmöglich erachtete, die beiden Testamente zu veröffentlichen.“ Die gegensätzliche Stimmung, die über den beiden Testamenten liegt — das eine ist abgefaßt in dem Triumphgefühl der beiden ersten schlesischen Kriege, im zweiten zeichnet sich „eine äußerst mißtrauische und vorsichtige Haltung des Königs“ ab —, ist vom Verfasser gut erfaßt und geschickt zur Darstellung gebracht. Friedrichs Urteil darin über die Schlesier ist hart, zum Teil sehr hart, aber doch sicher gerecht. Am schlesischen Adel tadelt er dessen Eitelkeit und Verschwendungssucht und wirft ihm vor, daß er nicht den zähen Fleiß besäße, den die militärische Zucht erfordert. Veröhnender fügt er später hinzu: „Die Schlesier haben Lebensart, selbst die Bauern.“ Die oberschlesischen Bauern bezeichnet er als Sklaven und bemerkt: „Man müsse sie mit der Zeit zu befreien suchen.“ — Der Ver-

fasser schließt seinen Aufsatz mit eindrucksvollen Sätzen, die der schlesische Philosoph *E. Garve* über die Wirkung Friedrichs in Schlesien ausgesprochen hat und, weil sie von einem Zeitgenossen stammen, besondere Ueberzeugungskraft in sich tragen.

Friedrichs persönlichste und schwierigste Leistung stellt sein Bemühen dar, die aus der Habsburger Tradition herrührenden Widerstände in Adel, Geistlichkeit, Bürger- und Bauerntum zu lösen und in Sympathie umzubilden. Ein Bild von diesem sehr schwierigen Prozeß versucht *R. Lorenz* zu geben in dem Beitrag: „Das persönliche Verhältnis des „Alten Fritz“ zu seinen Oberschlesiern nach geschichtlicher und volkskundlicher Überlieferung.“ — Dieses persönliche Verhältnis zu Friedrich haben schließlich nicht nur die Menschen gefunden, sondern es sind auch Städte gewesen, denen der große König besonders zugetan war, nämlich vor allem die Festungen Neisse und Cosel. Von „Friedrich dem Großen und Neisse“ erzählt in einem kurzen Beitrag *Hauptmann a. D. Schneid er* und zeigt die zahlreichen Taten, die den König mit dieser für Schlesiens Verteidigung äußerst wichtigen Festungsstadt verbanden. Auf Quellen und Literatur ungleich sicherer aufgebaut ist der kleine Aufsatz von *E. Ronieky*: „Friedrich der Große und Cosel.“ Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte dieses bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichenden Ortes wird das Schicksal dieser Festung während der drei schlesischen Kriege dargestellt.

In das Blickfeld der kulturellen Entwicklung gehören sodann die kurze Skizze von *M. Laubert* „Friedrich der Große und das Nationalitätenproblem“ (leider nur ein sehr allgemein gehaltener Überblick ohne Nachweis des Quellenmaterials, was doch gerade bei dieser äußerst interessanten und schwierigen Fragestellung sehr wesentlich wäre) und der Beitrag von *L. Petry* „Die Errichtung schlesischer Ordensprovinzen unter Friedrich dem Großen.“ Aus dem umfangreichen Schrifttum über die kirchengeschichtliche Entwicklung Schlesiens in der Neuzeit gibt der Verfasser einen sehr gründlich und zuverlässig gearbeiteten Überblick über die Bewältigung einer sehr schwierigen Aufgabe der friderizianischen Politik: von der Loslösung der schlesischen Klöster aus dem organisierten Verbände nichtschlesischer, d. h. österreichischer und polnischer Ordensprovinzen. Die Form der schließlich Lösung der Aufgabe zeigt deutlich die grundsätzlich verschiedene Einstellung des Königs über den beiden schlesischen Nachbarländern Österreich und Polen: während die zu österreichischen Mutterprovinzen gehörenden Klöster durchgehend und ausnahmslos abgetrennt wurden, sind von den Klöstern, die polnischen Provinzen angehörten, drei ober-

schlesische Konvente in ihren alten Verbänden belassen worden. Auch in diesen Maßnahmen also spiegelt sich die Grundeinstellung Friedrichs zu seinen Nachbarn wieder: der Hauptgegner bleibt nach wie vor Habsburg! — In den Rahmen des kulturellen Lebens fügt sich hervorragend der Aufsatz von C. Müller ein: „Friedrich der Große in den Bildern Adolph Menzels.“ Friedrichs Persönlichkeit hat fast nirgends sonst Würdigungen und Denkmäler so eindringlicher Art erhalten wie in den Bildern des großen Malers, dessen Wirken der Verfasser in die großen Zusammenhänge der Kunstentwicklung im vorigen Jahrhundert geschickt einzuordnen versteht. Den Text veranschaulichen zahlreiche Bilderbeigaben, worunter besonders hervorzuheben ist ein Brustbild Friedrich des Großen von A. Menzel, das erst vor kurzem in Privatbesitz entdeckt und hier zum erstenmal reproduziert worden ist.

Friedrichs nachhaltigste und darum wertvollste Leistung in Oberschlesien liegt wohl in dem, was er diesem Land an wirtschaftlichen Neuerungen gebracht hat. Der große Einsatz zur wirtschaftlichen Hebung des eroberten Landes zeigt sich vor allem auf zwei Gebieten: in der Förderung und Grundlegung des ober-schlesischen Berg- und Hüttenwesens und in der Durchführung großzügig angelegter Siedlungspläne. Über den ersten Punkt berichtet (leider nur sehr knapp) S. Solwaczny: „Friedrich der Große und das ober-schlesische Berg- und Hüttenwesen“. Die Not des Krieges zwang den König zur Schaffung einer eigenen Eisenindustrie. Schon 1741 forderte er daher in einem Erlaß „jeden, der etwas Vernünftiges und Ersprießliches in Bergwerksachen vorzubringen hätte, auf, solches ungeschont sogar bei Sr. Majestät allerhöchster Person zu tun.“ Der Weg von den ersten Plänen bis zur Durchführung war schwer, aber erfolgreich. Zusammen mit Friedrichs hervorragenden Mitarbeitern, dem Freiherrn von Heinitz und dem Graf von Reden gelang schließlich das Werk, das Oberschlesiens Industrie bis zur Weltgeltung bringen sollte.

Über „Die friderizianische Siedlung in Schlesien“ berichtet in einem kurzen Überblick H. Schlenger, einer der besten wissenschaftlichen Kenner und Bearbeiter dieses Stoffgebietes. In einer klaren und gut verständlichen Darstellung vereinigt der Verfasser die wesentlichen Gesichtspunkte und Bedingungen der Siedlung unter dem

Preußenkönig zu einem gründlich gearbeiteten Gesamtbild. Für die Verdeutlichung des Siedlungsvorganges sind von größtem Nutzen die von H. Schlenger gezeichnete Übersichtskarte über die Siedlungen von 1740—1806 und eine Zusammenstellung der einzelnen Siedlungsorte, nach der heutigen Kreiseinteilung geordnet. Diese Übersicht gibt ein Bild vom heutigen Stand der Forschung und beachtet, die Heimatforschung zur Ergänzung anzuregen. Eine wirklich sehr empfehlenswerte Anregung, der man nur größten Erfolg wünschen kann. — In den tatsächlichen Verlauf des Siedlungsvorganges im einzelnen, der Auswahl des Geländes, des Baues der Siedlungshäuser und ihrer Ausstattung sowie in Errichtung der Bauten zur Unterbringung der Industrieanlagen gibt einen guten Einblick H. J. Helmigk: „Die Bautätigkeit Friedrichs des Großen in Oberschlesien.“ An den zahlreichen Schwierigkeiten, den Rückschlägen und Mißerfolgen wird erst eigentlich die Größe der Aufbauarbeit des Königs in Oberschlesien deutlich. Zu den Bemühungen, neue Siedler nach Schlesien zu bringen, kommt die Sorge des Königs für die schon im Lande ansässigen Bauern, worüber P. Römer „Der König und die Bauern“ berichtet. Aus den bis ins einzelne verfolgten Erlassen und Befehlen, auf denen die Arbeit aufgebaut ist, geht klar hervor, daß „es kaum ein Teilgebiet der bäuerlichen Wirtschaft gab, dem der große König nicht seine Fürsorge angedeihen ließ.“ Die unermüdlische, aufopfernde, persönliche Sorge des Königs um das ober-schlesische Land hat ihm allmählich das Wertvollste eingetragen, was er sich wünschen konnte: treue und zuverlässige Untertanen! Sie haben bald ihr Herz diesem strengen, aber gerechten und wohlmeinenden Herrscher aufgeschlossen und ihm eine Verehrung bezeugt, die ihm bei den einfachen Menschen des Landes bald einen Platz unter den Bildern der Hausheiligen eintrug. Nichts kann die Lebendigkeit und Tiefe der Erinnerung an den König besser kennzeichnen als jene kleine Geschichte, die Kl. Lorenz aus seiner Jugend erzählt und in den Buchbesprechungen des Heftes zu finden ist. Als ein neugieriger Enkel die Großmutter fragte, wie denn der Heilige im Dreißigjährigen Krieg da an der Wand heiße, gab die Alte mit bewegter Stimme Bescheid: „Nu, mei Jingla, doas is halt da oale Fritz. U Heilser woar a ja nu grade nich. Aber a woar halt a gutter Keenich.“ G. S.

Agnietendorf 1936.

500 bis 750 Mtr. ü. d. M. — Beliebter Luftkurort

Bahnstation: Hermsdorf/Ry. * Omnibusverbindung * Prospekt d. d. Gemeindeamt

Dr. Hans Ulrich Scapin: „Die neuen lett-ländischen Wirtschaftsgesetze in ihrer Auswirkung auf die deutsche Volksgruppe in Lettland.“ Eine Abhandlung und Materialsammlung mit einem Vorwort von Prof. Dr. Freiherr von Freytagh-Loringhoven, Preussischer Staatsrat, M. d. R., Mitglied des ständigen Schiedshofes im Haag. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1936.

Ein junger deutscher Gelehrter deckt in sachlicher Weise die offensichtlich vorhandene Tendenz der neuen lett-ländischen Wirtschaftsgesetze vom 31. Dezember 1935 und 11. Januar 1936 auf, die durch die Auflösung der großen deutschen Kulturorganisationen, vor allem in Riga, und die entschädigungslose Enteignung des Grundbesitzes und der wertvollen Sammlungen von unabsehbaren wirtschaftlichen und vornehmlich kulturellen Folgen für die deutsch-baltische Minderheit in Lettland sind.

Nachdem bekanntlich durch die Agrarreform vom Jahre 1920 der Großgrundbesitz zerlegt und enteignet worden war, sind den neuen lett-ländischen Wirtschaftsgesetzen nun auch noch die Träger des städtischen deutschen Gemeinschaftslebens in Gestalt vor allem der großen Gilden in Riga zum Opfer gefallen. Es handelt sich bei diesen neuen Gesetzen um vier getarnte Verfügungen, die dem berufsständischen Aufbau im Sinne der Neujahrsrede des lett-ländischen Staatspräsidenten Kviessis dienen sollen. In ihren Auswirkungen aber sind sie ein Verstoß gegen die übernommenen internationalen Verpflichtungen Lettlands! Bekanntlich mußten alle gemeinnützigen und wirtschaftlichen Vereinigungen bis zum 31. März 1936 ihre Tätigkeit unter völligem Verzicht auf ihr Eigentum eingestellt haben. Obwohl aber die deutschen Vereinigungen schon seit etwa 1877 nur noch solche rein gesellschaftlicher oder vor allem eben kultureller Art sind, sieht man sie heute, indem man auf ihre ursprüngliche Gründerabsicht zurückgreift — sie wurden einst von hanseatischen Kaufleuten und deutschen Handwerkern ins Leben gerufen —, wieder als wirtschaftliche und damit unter die Auswirkungen der neuen Gesetze fallende Organisationen an. Damit führen diese neuen Gesetze zu einer Zerstörung der Träger deutscher Kultur in Lettland — eine Auswir-

kung, die in krassem Widerspruch zu der heute noch immer zu Recht bestehenden völkerrechtlichen Bindung Lettlands an seine Deklaration vom 7. Juli 1923 steht.

Zur Verteidigung der neuen Gesetze gegen die vor allem auch im eigenen Lande zu erwartenden Angriffe gab die Handels- und Industriekammer Lettlands Anfang Februar 1936 ein Gelbbuch in deutscher Sprache unter dem Titel „Die neuen Wirtschaftsgesetze Lettlands“ heraus, das in seinem vierten Teil „Aufsätze über die neuen Gesetze“ enthält, die sich bezeichnenderweise nur immer auf die Rigaischen Gilden beziehen, während von den Gesetzen als solchen kaum eigentlich ausführlich die Rede ist. Der Verfasser bringt Auschnitte, vor allem um Widersprüche auf ganz engem Raum innerhalb ein und desselben Buches aufzuzeigen. Es ist sein ganz besonderes kulturpolitisches Verdienst, die offensichtlich und absichtlich falschen Informationen der lett-ländischen Historiker überzeugend widerlegt zu haben! „Man fragt sich“ — so sagt er hierbei — „in diesem Zusammenhang, ist nun das Gelbbuch eine Information, eine Aufklärung oder eine Tendenzschrift?“ Einen größeren Abschnitt widmet der Verfasser im Anschluß hieran der besonderen Bedeutung der neuen Gesetze für die deutsche Volksgruppe in Lettland, die durch die Schließung der durchweg privatrechtlichen Organisationen der Gilden und Gewerbevereine ihre Sammelpunkte deutschen Lebens vor allem eben in Riga verliert. Man kann sich beim Lesen insbesondere dieser Ausführungen des Eindrucks eines Rechtsbruches nicht erwehren, der zugleich auch ein Bruch anerkannter völkerrechtlicher Verbindlichkeiten ist.

In den bebilderten Anlagen zu seiner aufklärenden Schrift bringt der Verfasser schließlich noch den Text der neuen Gesetze aus dem oben erwähnten Gelbbuch, ferner Pressestimmen aus deutsch-baltischen Zeitungen und endlich sehr wertvolle und grundsätzliche Bemerkungen zum Streit um die Große Gilde zu Riga und über die Geschichte der Rigauer Gilden überhaupt. Der Schrift geht ein einführendes Vorwort von Staatsrat Prof. Dr. Freiherr von Freytagh-Loringhoven voraus.

S. R. F r i t s c h e.

Besucht
Schweidnitz

die Stadt des großen Preußenkönigs, die Heimat des unvergeßl. Fliegerheld. Manfred Freiherrn v. Richthofen u. die Geburtsstadt des Nationalsozialismus in Schlesien

Regisseur Kammersänger Theodor Werhard

Breslau, Hansastraße 32, Tel. Nr. 412 46
bisher I. Seldendarbarin a. medl. Staatstheat. Schwerin
Lehrer für Kunstgesang
Tonbildung, Vieder- u. Partienstud., dram. Unterricht
Berufsausbildung für Oper und Konzert

Gustav Hoffmann: „Grundzüge einer ober-schlesischen Heimat- und Volkstumskunde. Erster Teil: Vor- und Frühgeschichte.“
Verlag Priebe'schs Buchhandlung, Breslau 1936. Preis 3,60 RM.

Als „wissenschaftliche und weltanschauliche Grundlage für die völkische Ausrichtung der nationalsozialistischen Schule“ gibt Gustav Hoffmann eine Heimat- und Volkstumskunde für Oberschlesien heraus, die in ihrem für den Lehrer bestimmten ersten Teil eine Einführung in rein unterrichtliche und methodische Fragen zur deutschen Vorgeschichte bringt und den zweiten, später gesondert erscheinenden Teil als Lehrbuch für den Unterricht bestimmt.

Ausgehend von der grundsätzlichen Auffassung, daß der Bildungs- und Gegenwartswert der deutschen Vorgeschichte in der Zusammenstellung der „dinglichen Überreste“ in einer „Sanzheitschau“ liege, empfiehlt der Verfasser aus seiner fachlichen und pädagogischen Erfahrung heraus als Arbeitsgrundlage für den Unterricht die anschauliche Erzählung, die „wortgestaltende Wiederschöpfung“, die immer vom lebensgefühligen, rasenbiologischen Denken getragen sein müsse. Denn der Kulturrest gewinne erst dann Leben, wenn er zum Menschen in lebendige Beziehung gesetzt werde.

Nach einer — noch für den Lehrer bestimmten — willkommenen Einführung in das Schrifttum zur deutschen Vorgeschichte bringt der Verfasser den für eine spätere Schülerausgabe geplanten Unterrichtsstoff mit einer Reihe von anschaulichen Erzählungen im Sinne der oben erwähnten Forderungen. („Die Streitaxt“, „Der namenlose Wandal“, „Wiegespräch über den bronzezeitlichen Bergbau“ u. a. m.) Im Anhang finden sich schließlich kurze biographische Abrisse über bekannte Vorseitforscher, unter ihnen die Schlesier Gustaf Rossinna, Hubert Schmid und Bolko Freiherr von Riehtofen, sowie ein Verzeichnis der Abbildungen mit willkommenen Quellenangaben. S. N. F.

Richard Müller: „Von Schlesiens Werden“, eine kleine Geschichte des schlesischen Landes mit besonderer Hervorhebung seiner kulturellen Entwicklung. Vierte, sehr vermehrte Auflage. Mit 60 Abbildungen. Verlag Priebe'schs Buchhandlung, Breslau 1936.

Auf gedrängtem Raum gibt der Verfasser einen Abriss der Kulturgeschichte Schlesiens, angefangen von den ersten Spuren des Menschen auf schlesischer Erde bis hinauf in unsere Gegenwart. Es ist selbstverständlich, daß bei der Behandlung eines so umfassenden Zeitraumes nur die wesentlichsten Tatbestände aufgeführt und dargestellt werden können. Doch vermisst man immerhin bei der Erwähnung der Wandalen die kulturpolitisch

so außerordentlich notwendige Widerlegung und Zurückweisung des um die Mitte des 18. Jahrhunderts bekanntlich in Frankreich erfundenen und mit dem in diesem Zusammenhange völlig aus der Luft gegriffenen Inhalt der Zerstörungswut belegten Begriffes „Wandalismus“. Der Verfasser kann sich durch eine Erweiterung der entsprechenden Stellen in dieser Hinsicht gelegentlich einer späteren Neuauflage seiner Schrift nur ein Verdienst erwerben; ebenso durch Abänderung der Überschrift „Wandalenleben in Schlesien“. Im ganzen genommen, ist das Heft dem Schulgebrauch als zusätzliche Literatur, dem Volksgenossen aus anderen Teilen des Reiches als ein Führer zum Verständnis für Schlesiens Werden und Wesen und dem Schlesier selbst schließlich als eine reiche, willkommene Quelle der Geschichte seines Landes zu empfehlen. Den Umschlag der reichbebilderten Schrift zielt in äußerst ansprechender Weise die Wiedergabe eines frei bearbeiteten Ausschnittes aus der von Martin Helwig im Jahre 1561 herausgegebenen ersten Karte Schlesiens. S. N. F.

H. Artur Ruhnert: „Das Riesengebirge. Kleine Chronik der Landschaft.“ Mit vierzehn Tafeln im Pictdruck. Wolfgang-Jetz-Verlag in Dresden. Preis: 5 RM.

Das Motiv des Gebirges hat in der naturbeschreibenden Dichtung stets einen besonderen und ganz bezeichnenden Platz eingenommen. Während seit etwa dem 15. Jahrhundert in den Bergen als den mißgestaltetsten Szenen der Erde, die eine „angenehme Art von Schauer“ einflößen (Addison), nur immer etwas Gräßliches und Erschröckliches gesehen wurde, beginnt sich am Anfang des 18. Jahrhunderts insbesondere unter dem stilistischen Einfluß des Hamburger Dichters Barthold Heinrich Brockes das Schreckliche durch den Gedanken der Zweckmäßigkeit und des Nützlichen zu mildern. Brockes, der schon etwa 50 Jahre vor Rousseau die Natur für die Dichtung entdeckte, sieht den Begriff des Schönen am Gebirge in folgender, ganz und gar der Geisteshaltung des Nationalismus entsprechender utilitaristischer Blickrichtung: „Ob nun gleich der Berge Spitzen öd' und grausam anzuseh'n, sind sie doch, indem sie nützen, und in ihrer Größe schön.“ Während hernach in Hallers berühmten „Alpen“ bei der moralisierenden Schilderung der Gebirgsbewohner das Landschaftliche zurücktritt, steigert sich andererseits wenig später in Cralles (viel zu wenig bekanntem) Gedicht auf das Riesengebirge das Gefühl für das Räumliche an sich. Schließlich leitet Rousseaus „Neue Héloïse“ in ihrer Aufgeschlossenheit für das Romantische des Gebirges einen Wandel des Naturgefühls (nicht nur in der Dichtung) ein. Waren vorher

allenfalls Tatsachen registriert worden, so beginnt sich hier nun die neuentdeckte Alpenwelt in ihrer vielfältigen Schönheit als beherrschendes Motiv Bahn zu brechen — bis schließlich bei Forster der Blick auf die Gesamtbefchaffenheit des Landes die Erschließung der Gebirge schlecht hin für den Naturfönn und damit auch für die naturbeschreibende Dichtung bringt, die als solche im Naturerlebnisbild ihre höchste Vollendung endlich in der deutschen Romantik erfährt.

Es ist für den, der diese Entwicklung überschaut, weder vermessen noch unbegründet, das Buch von Artur Ruhner in die Nähe des stets deutlich fühlbar angestrebten Ziels dieses mühsamen Weges der naturbeschreibenden Dichtung zu stellen. Hier ist endlich der Einklang zwischen Landschaft und Mensch erreicht und nicht zu Unrecht nennt der Verfasser sein Buch im Untertitel „Kleine Chronik einer Landschaft“. Ausgehend von der Gestaltwerdung des Riesengebirges in ferner Zeit, von den ersten Anfängen einer Besiedlung gibt A. Artur Ruhner ein lebendiges Bild vom Leben der Gebirgsmenschen im Kreise der Jahreszeiten bis hinauf in unsere Tage. Die Schwärmerische Liebe zur Natur und zur Heimat hat zudem der Sprache eine Form gegeben, die lebhaft an die rhythmische Prosa der einst weltberühmten Sehnerschen Dyllen erinnert und die das Lesen des Buches geradezu zu einem Genuß macht. Eine glückliche Ergänzung dieses Eindrucks sind nicht zuletzt die zum Teil prächtigen Lichtdrucktafeln von Bildern der Menschen und der Landschaft des Riesengebirges. Das Buch gehört zum mindesten in die Hand eines jeden Schlesiens.

S. R. J.

Aberglaube oder Volksweisheit? Der wahre Sinn der Bauernbräuche von Hanns Fischer. Verlag Dr. Hermann Eschenhagen, Breslau.

Viele Bücher sind bisher über Volksbräuche geschrieben worden. In allen ist die Mühe und der Fleiß des Zusammentragens und des Ordnen zu spüren. Wenn sich gerade heute ein starkes Verlangen bemerkbar macht, alles, was einst geheiligter Brauch war, aufzuschreiben, so drückt sich darin das Bedürfnis aus, den alten Lebensrhythmus, der durch ein neues Denken verdrängt worden ist, zurückzugewinnen. Das ist wohl der mehr

oder weniger unbewußte Wunsch aller Volkskundler, die Kunde geben wollen, von dem Geheimnis um die Volksseele.

Es erhebt sich nun die Frage, ob man in der Art gelehrter Auseinandersetzungen oder kluger Systematisierungen, wie sie den meisten Volkskunden zugrunde liegen, den Gang der Entwicklung aufzuhalten vermag. Der wahre Sinn der Volksbräuche ist heute fast ganz verlorengegangen. Wir können es leider oft erleben, daß allzu eifrige manchen Brauch nur um des Brauches willen wieder beleben wollen. Sie sind die Totengräber des Volkstums. Sie sehen in der „Wiederbelebung“ alter Bräuche willkommene Schaunummern. Nicht darauf kann es ankommen, diesen oder jenen Brauch der Vergessenheit zu entreißen, sondern die in ihm waltende Ur-Weisheit uns wieder zu erschließen. Das Rad der Entwicklung kann nie rückwärts gedreht werden. Was einst unbewußt von einem naturgebundenen Geschlechte in unmittelbarer Schau als Ur-Weisheit empfangen wurde, ist uns heutigen Menschen nur bewußt durch die Kraft „natürlichen Denkens“ zugänglich, eines Denkens „aus den Dingen heraus“. Dann werden wir auch „hinter die Dinge“ kommen, wir werden begreifen, was Weisheit ist, wie sie in jedem von uns waltet und daß nur derjenige wahrhaft lebt, der aus dieser Weisheit heraus handelt.

Gibt es denn aber einen Weg, der den zersprungenen Ring unserer Einheit mit Gott wieder zu schließen vermöchte, der uns aus den trümmerhaften Nesten scheinbar sinnloser Bauernregeln die alte Volksweisheit wiederfinden ließe? — Es gibt einen Weg! Hanns Fischer zeigt ihn uns in seinem neuesten Buche: **Aberglaube oder Volksweisheit?** 25jährige Arbeit ließ diese im wahrsten Sinne des Wortes verstandene „Volkskunde“ entstehen. Der Verfasser hat das Werk, wie er selber bekennt, für den magischen Menschen, für den geborenen Bauern geschrieben. „Nur, wer Weisheit besitzt, wird über kosmisches Denken verfügt, wird hier zu einer Schau angeregt werden.“ — Es ist kein Buch für den Schreibtisch, sondern eine Anregung für den beobachtenden Menschen, die verborgenen Geheimnisse der Natur selbst abzulaufen. Das Buch ist eine Ehrenrettung des Naturglaubens unserer Vorfahren, denen der ahnungslos Verbildete nichts als Primitivität

B a d
Salzbrunn
Schlesien

Katarrhe
Asthma
Zucker
Nieren
Gicht

Prospekt durch die Kurverwaltung

zuerkennen möchte, die in einem gewissen „Aberglauben“ ihre Befriedigung suchten. An Hand ungezählter Bauernbräuche und -regeln, deren Sinn, wenn wir sie wörtlich nehmen, uns unverständlich bleibt, führt uns Hanns Fischer durch die Fülle einer fast ans Über-sinnliche grenzenden Naturanschauung unserer Ahnen, die unser heutiges Lebenswissen an Tiefe und Bedeutung weit überragt und die es neu zu erringen gilt, wenn der kosmische Mensch wieder als das Ziel der Entwicklung erkannt wird. H. Gr.

Volksspieldienst, Theaterverlag

Albert Langen / Georg Müller, Berlin

Streit am Lagerfeuer. Ein Spiel vom Soldaten, von Heinz Steguweit.

Landsknechtsspiele sind gar viele geschrieben worden. Die meisten gefallen sich darin, alle Untugenden der Landsknechte möglichst drastisch herauszustellen. In diesem Landsknechtsspiel wird zum erstenmal die ewig ruhelose Landsknechtsnatur in ihrer tragischen Erscheinung gezeigt: Sie stampft über ihr eigenes Ich hinweg und verleugnet den Gott in sich. Und doch zeigt es sich, daß auch die wildeste Natur zu bändigen ist durch das Vorbild einer strengen soldatischen Haltung.

Trommel von Nördlingen. Ein Spiel von Landsknechten und Bauern, von Heinrich Banniza v. Bazan.

Das über Steguweits Landsknechtsspiel gesagte gilt auch für das Spiel „Trommel von Nördlingen“, das starke dramatische Akzente enthält. Der ruhelos durchs Land streifende Landsknecht Jörg, der seit früher Jugend nichts anderes als Krieg gewohnt ist und sich vor dem Frieden fürchtet, er findet den Weg wieder zurück zur Heimat, zu dem Hofe seines Vaters.

Räpfn — hallo! Ein Jungenspiel von Mannschaft und Pflicht, von Oskar Schnell.

So sollen Spiele für Jungens aussehen! Ein Segelflugschüler macht in Abwesenheit seines Fluglehrers einen Alleinflug und verstößt damit gegen die Lagerordnung. Obwohl kein Unglück geschieht, kann doch der Verstoß gegen den Befehl selbst durch seine stiegerichtliche Leistung nicht wettgemacht werden. „Ein Sieger kann noch so hoch steigen, der Befehl bleibt immer über ihm!“ Den tiefen Sinn dieses Leitspruches zu erleben, hilft dieses Spiel ohne irgend eine lehrhafte Tendenz. Im Gegenteil — in ihm klingt der herzlichste Ton auf, wie er in einem vergnügten Lagerleben nicht anders sein kann. Diese Sprache verstehen die Jungens.

Die Bauern von Meissen. Ein Spiel um das Jahr 1790, von Kurt Eggers.

Kurt Eggers' Laienspieldichtung hebt den Kampf der Bauern um ihre Freiheit aus

dem naturalistischen Geschehen des Jahres 1790 in die Sphäre reiner Dichtkunst. Nicht jedem aber wird es so meisterhaft gelingen, uns dadurch Vergangenes wirklich gegenwartsnahe zu machen. Farbige und plastische heben sich die einzelnen Gestalten voneinander ab, wenn sie — die einen aus urwüchsiger Kraft und dem Verlangen nach Gerechtigkeit, die anderen aus klügelnder Berechnung und Verufung auf das alte verbürgte Recht, ihren Stand verteidigen. H. Gr.

Münchener Laienspiele

Chr.-Kaiser-Verlag, München

Der alte Backetrog, von Ruth Köhler-Irrgang.

Viele Wandlungen hat unser heutiges Bewußtsein durchzumachen, um wieder zu dem Ursprung der Dinge zu kommen. Auf einer Kunstausstellung wurde einmal ein Gemälde gezeigt, das ein Brot darstellte: es war so naturalistisch gemalt, daß man es hätte greifen können. Ist dies aber die Aufgabe der Malerei? Sie ist es ebensowenig, wie es etwa die Aufgabe der Dichtung sein könnte, nur über die Form oder die Bestandteile des Brotes zu sprechen. Unser heutiges Bewußtsein verbüllt uns noch das Wesen der Dinge. Wir müssen z. B. das Brot wieder so anschauen lernen, wie es uns das Spiel vom Backetrog lehrt. Niemand spricht da etwa weise Worte über das Brot, aber in dem Geschehen der Handlung offenbart sich uns der Kampf des Lebens um das Brot.

Stimme des Volkes. Dankkundgebung, von Rudolf Mirbt.

Anlässlich der Eriener Tagung des „Volksbundes für das Deutschtum im Ausland“ im Mai 1934, entstand dieses kultifische Spiel, das uns das Mysterium des deutschen Volkes in einfachsten Worten enthüllt: „Das Volk der Deutschen hat keine Ruhe auf dieser Welt — — es hat keinen Raum in dieser Welt — — es ist ohne Zahl in dieser Welt!“ Den „ersten Siegen in deutscher Nacht“, den Bekenntnissen der deutschen Abstammungsgebiete hat Rudolf Mirbt in diesem Spiel ein ergreifendes Dankesmal gesetzt. Daß einst unsere Brüder in Nord-schleswig, in Ost- und Westpreußen, in Kärnten, Oberschlesien und in der Saar um ihre Heimat kämpfen mußten, das darf nie vergessen werden. Dieses vielfältige Bekenntnis der deutschen Grenze will weitergegeben werden unseren Kindern und Kindeskindern als ewige Mahnung, der Stimme des Blutes gehorjam zu bleiben.

Die Brüder. Ein sudetendeutsches Heldenspiel, von Franz Lorenz.

Die Not der Sudetendeutschen ist alt. Das mögen nicht alle Deutschen wissen. Wir müssen es deshalb den Münchener Laienspielen danken, wenn sie für Spielgut sorgen,

das diese Not immer wieder in unser Bewußtsein rückt. Nur so kann einmal ein neuer Weg zu glücklicheren Lebensformen unserer Brüder jenseits der Grenze gefunden werden. Das Spiel von Franz Lorenz, dessen sich auch die große Bühne annehmen sollte, führt uns in die Zeit der Hussitenkämpfe hinein. Diese Zeiten sind verklungen, es ist heute eine andere Not — aber es ist derselbe ewige Kampf.

Der Erbhof. Ein Bauernspiel, von Otto Zimmer.

Otto Zimmer, den Schlesiern von mancher Bauernrundfunkendung her bekannt, gestaltet in diesem Spiel die Gedankenwelt, aus der heraus das neue Erbhofrecht geworden ist. Der Dichter lebt als Lehrer in einem schlesischen Dorf in engster Gemeinschaft mit den Bauern, er kennt ihre Sprache, ihre Lebensgesetze und kann deshalb auch dem neuen, was heute das Dorf im Innersten bewegt, Ausdruck geben. Das Spiel wird unmittelbar zum Bauern sprechen. S. Gr.

Johannes Poeschel: Ins Reich der Rüste. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.

Viele werden bisher ein Buch vermißt haben, das wirklich einmal alle Fragen des Flugwesens knapp und doch umfassend beantwortet. Das von Johannes Poeschel unter Mitarbeit zahlreicher Sachleute herausgegebene und von Prof. Dr. Walter Georgii völlig neu bearbeitete Werk erspart das Lesen dicker „Wälzer“ der einzelnen Fachgebiete. Der Fachmann, so wie der Laie werden an diesem Buche, das außerordentlich klar gegliedert ist — es enthält einen wissenschaftlich-historischen und einen praktischen Teil — ihre helle Freude haben. Für leichte Anschaulichkeit sorgen 126 Bilder, viele Zeichnungen und Diagramme. S. Gr.

Handbuch der deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Pfeffer. Lieferungen 8 bis 18. Akademische Verlagsanstalt Athenaion m. b. H., Potsdam. Preis jeder Lieferung 1,80 RM.

Nur wenige Werke dürfen einen so grundlegenden Charakter für sich beanspruchen wie das „Handbuch der deutschen Volkskunde“, das im Erscheinen nunmehr bereits soweit gediehen ist, daß man nahezu Endgültiges über seine Anlage und seine Bedeutung sagen kann. Die jetzt vorliegenden 18 Lieferungen, die in ihrer Durchdringung von Wort und Bild in hohem Maße jene

Anschaulichkeit vereinigen, die man von einem solchen Handbuch erwarten muß, führen den ersten Band zu Ende und setzen den zweiten und dritten Band fort. (Vgl. die Besprechung der Lieferungen 1 bis 7 in den „Schlesischen Monatsheften“, Jahrgang 12, 1935, Seite 423 f.) In knapper, klarer, sehr gut lesbarer Form breiten — von einigen Ausnahmen abgesehen, — die einzelnen Beiträge sowohl in zuverlässiger wissenschaftlicher Haltung als auch in echter Volkstümlichkeit der Darstellung übersichtlich und umfassend das Gemeinschaftsleben des deutschen Volkes in seiner ganzen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit vor dem Leser aus.

Auch die neuerschienenen Lieferungen halten im allgemeinen diese Linie der bisher erschienenen Beiträge. Die Lieferung 8 bringt als Heft 3 des ersten Bandes die Fortsetzung des Aufsatzes von Hans Summel-Osnabrück über „Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit“, aus dem wir vor allem die Ausführungen über die Kulturhöhe und die handwerkliche Fertigkeit der Germanen in ihrer kulturpolitischen Bedeutung als eine Zerstörung des bekannten propagandistischen Märchens von den Germanen als „Barbaren“ hervorheben möchten. Georg Fischer-Dresden schreibt über die „Geschichte des deutschen Volkstums“, wobei uns der Abschnitt über den germanischen Glauben in der christlichen Welt als besonders beachtlich erscheint, sowie über „Die soziale Gliederung und ständische Schichtung des deutschen Volkes und ihre Bedeutung für die Volkskunde“. In einem gewissen haltungsmäßigen Gegensatz hierzu stehen allerdings die Ausführungen von Joseph Klapper-Breslau über das „Volkstum der Gegenwart“, über das „Volkstum der Großstadt“ und über „Fahrende Leute und Einzelgänger“. Was hier an verstreuten Einzelheiten behandelt wird, ist oft gar kein „Volkstum“ im ursprünglichen Sinne mehr. Es erscheint uns als doch etwas zu weit gegangen, wenn hier „die über dem Sofa der guten Stube, die auch Salon heißt, hängenden Bilder von Angehörigen“ als „letzte Zeichen einstigen Ahnenkults“ oder die „Vergnügen, d. h. Tanznächte“ als „letzte Spuren vorgeschichtlicher Bünde und Feiern“ betrachtet werden (vgl. Seite 111 und 113). Schließlich gibt es für die an sich durchaus achtenswerten

<p>Seidenstoffe Wollstoffe - Samte</p>		<p>Die schönen Modestoffe</p>
<p>Schweidnitzer Straße 1 am Ring</p>		

Bemühungen einer Deutung unseres Volks- und Brauchtums auch einmal eine Grenze des Geschmacks. Sehr beachtlich ist weiterhin wieder der Aufsatz von Paul Jauernert-Rassel zur Frage „Stammesentwicklung und Ostbesiedlung“, in dem die deutschen Stämme als Glieder einer „Großfamilie“ betrachtet werden, „die erst im Zusammenspiel zu rechter Entfaltung kommen“. Einen gelungenen Vorstoß in Neuland unternimmt Hermann Eckardt-Hannover bei der Beleuchtung der inneren Zusammenhänge zwischen „Rasse und Volkstum“, zu der sich gleichsam als eine willkommenen Ausweitung die ähnlich gelagerte Arbeit von Martin Freytag-Münster über „Den deutschen Volkscharakter“ gesellt. Demgegenüber erscheint uns der ebenfalls an sich lohnenswerte Versuch von Max Hilbebert Boehm-Jena über „Das Volkstum des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ in seiner wohl zu akademischen Darstellungsart als nicht ganz in den breiten Rahmen eines Handbuches passend. Die Anregungen, die Leo Weismantel-Marktbreit in seinem Beitrag über „Volkskunde und Erziehung“ gibt, sind — bis auf wenige Einzelheiten — kaum in Einklang zu bringen mit den Erziehungsaufgaben der Gegenwart. Störend wirkt fernerhin der Zwiespalt, der in den Aufsätzen von J. D. Steffes-Münster über „Katholische Volksreligiosität“ und Ernst Roloffs-Osnabrück über „Evangelische Volksfrömmigkeit“ wieder heraufbeschworen wird. Sie folgen einer durchaus beachtlichen und zusammenfassenden Arbeit von Karl Bornhausen-Frankfurt a. M., die unter dem Titel „Volks Glaube“ die zweite Abteilung des ersten Bandes „Lebensäußerungen des deutschen Volkstums“ eröffnet. Dieser Band erfährt seine Abrundung schließlich noch durch die Beiträge von Martin Wähler-Hannover über „Die Volkskunde an den deutschen Hochschulen“, von Wilhelm Pehler-Hannover, dem Herausgeber des Handbuches, über „Volkskundliche Museen und Vereine“, von Alfred Martin-Wad Nauheim über „Deutsche Volksmedizin“, von Eberhard Trhr. v. Rünhberg-Heidelberg über „Rechtsbrauch und Volksbrauch“ und schließlich von Ernst Grohne-Bremen über „Gruf und Gebäuden“, die alle ohne Ausnahme durchaus anerkannt sind.

Den zweiten Band des „Handbuches der deutschen Volkskunde“ eröffnet in der Lieferung 11 Adolf Spamer-Dresden mit dem ersten Teil seines Aufsatzes über „Sitte und Brauch“, in dem zunächst das Brauchtum des Jahreskreislaufes in seinen vielgestaltigen Erscheinungsformen dargestellt wird. Vom dritten Band liegen bisher die Lieferungen 10 und 13 vor. Nach der Fortsetzung der Arbeit von Eva Nienholdt-Berlin über „Die Volkstracht“ schreibt

Martin Wähler-Hannover über „Die deutsche Volksnahrung“. Beachtlich wiederum ist der Beitrag von Walter Geisler-Breslau über „Siedlungsformen“, in dem zunächst „Das Wesen der Grundriffsformen“ unter Verwendung ausgezeichneten Plans und Bildmaterials behandelt wird.

Wenn das „Handbuch der deutschen Volkskunde“, soweit es bis jetzt vorliegt, bereits eine Fülle von Stoff in zum großen Teil anerkannter Weise erarbeitet hat, so mag andererseits sowohl der Herausgeber als auch der Verlag bei der Bearbeitung und Herstellung der weiterhin zu erwartenden Lieferungen eine in jedem Falle nur förderliche Erfahrung aus der Tatsache entnehmen, daß der erste Band vor allem bei der Behandlung der soziologischen Stoffe haltungsmäßig leider keine unbedingte innerer Einheitlichkeit zeigt, eine Tatsache, die einen Gesamteindruck, soweit er bis jetzt möglich ist, nur trüben kann. H. R. Fritsche.

Volksspiel und Feier!

Auf das Erscheinen dieses Buches hat man mit Spannung gewartet. Es handelt sich hierbei nämlich um einen völlig neuartigen und erstmaligen Versuch. In der Gemeinschaftsarbeit der drei Verlage: Christian Kaiser, München, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, und Theaterverlag Albert Langen, Georg Müller, Berlin, entstand das erste Volksspielllexikon.

Der erste Teil des Werkes ist ein alphabetisches Suchbuch, während der zweite Teil eine Stoffsammlung für Brauch, Freizeit und Spiel darbietet. —

Nach langer Irrfahrt hat unser Volk nun wieder in seine geistige Heimat zurückgefunden. Von Eltern und Ahnen übernommen, lebten noch hier und da zerstreut vielgestaltige Bräuche für den Jahresfestkreis. Es war an der Zeit, dieses artgemäße, kostbare Volksgut zu sammeln und so vor der weiteren Vernichtung zu retten. Diese Aufgabe haben sich die drei oben genannten Verlage gestellt und in dem hier vorliegenden Hand- und Beratungsbuche zu einer anerkannter Lösung geführt. Fast die ganze deutsche Feier-, Freizeit und Spielbetreuung wurde hier erfaßt. Zugleich sind die brauchwürdigen Wurzeln der Feste aufgedeckt worden. Dazu kommen dann praktische Durchführungen, Ratschläge, Stoff- und Literaturhinweise. Greifen wir nur einige heraus, um die reiche Fülle dieses Werkes anzudeuten. Im ersten Teil findet man Artikel über „Beleuchtung“, „Bühnenbild“, oder der Begriffsklärung dienende wie „chorisches Spiel“, „Aufmarschspiel“ usw. Wieder andere Abschnitte betreffen die rechtliche Lage und geben Auskunft über „Ausführungsgenehmigung“, „Baupolizei“ usw.

Darauf folgen volkscundliche Beiträge über „Erntefest“, „Fastnacht“, „Maifeier“, „Sonnenwende“ und anderes. Weitere Abschnitte befassen sich mit der Ausgestaltung von Abenden, Abschieds-, Vager- und Heldengedenkfeiern.

Im zweiten Teil wird der vorhandene Stoff zu all diesen Veranstaltungen geboten, der, in 44 Gruppen gegliedert, alles Erdenkliche enthüllt an Spiel und Vortragstoff. Jedes der einzelnen Bücher ist kurz beschrieben, die notwendigsten technischen Anmerkungen über Preis, Verlag, Spieldauer usw. fehlen nicht. Heute wird die Ausgestaltung der Feiern und Freizeit wieder sehr ernst genommen, da sie die völkische Selbstentfaltung gewährleistet. Jeder, der irgendwelche Kulturarbeit leistet und im Dienste der Volksgemeinschaft steht, der Lehrer, Vereinsleiter, Kulturwart, Organisationsleiter u. a. braucht für sein verantwortungsvolles Amt vielseitige und sachgemäße Anregung. Er findet diese in dem vielgestaltigen, sehr billigen Volksspielllexikon „Volksspiel und Feiern“ in reichstem Maße. Darüber hinaus ist diese wertvolle Neuerscheinung jedem Deutschen, der singt, spielt und tanzt zu empfehlen.

Bei einer zweiten Auflage wäre es allerdings wünschenswert, wenn auch das Spielgut, wie es in der amtlichen Zeitschrift der Reichsjugendführung „Die Spielschar“ und in den „Schleifischen Spielbüchern“ vertreten wird, aufgenommen wird.

Max Joerster: „Volks- und Brauchtum der Grenzmark Posen-Westpreußen“. Teil 5 der Schriftenreihe „Ostmark, du Erbe meiner Väter!“, herausgegeben von B. Harnecker und A. Sadowski. Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1936. Preis 0,80 RM.

Nach einem einleitenden, von der Liebe zur Heimat getragenen Vorwort und einem Ostlandgedicht von Dr. Franz Lüdtke gibt Max Joerster einen kurzen Abriss des Volks- und Brauchtums der Grenzmark Posen-Westpreußen, die als Land der alten Burgunden ein Teil des alten germanischen Schicksalsbodens im Osten ist. Die tiefe Naturverbundenheit des dort lebenden Volkes spricht aus den Bräuchen des Familienlebens und aus denen der Feste des Jahreskreislaufes in gleicher Weise wie aus den Proben der grenzmärkischen Bauernweisheit, der Sagen, Volks- und Rinderlieder, die der Verfasser mitteilt.

Ein beredtes Zeugnis für den Heimatwillen des grenzmärkischen Volkes ist zugleich das Gedicht „Heimatklänge“ von Hermann Pöns, der — allerdings als Sohn ursprünglich westfälischer Vorfahren — im Kulmer Land geboren wurde und dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 70. Male jährt. Der Schrift von Max Joerster sind einige Abbildungen beigelegt, die aus H. B. Cornbergs „Netzedistrikt“ und aus R. Zeitels „Deutscher Volkskunde“ entnommen wurden. S. R. F.

Hans Vang: Die Wissenskiste. Voigtländers Jugendlexikon. 4200 Stichworte mit 800 Abbildungen, 68 Tafeln und Karten und 10 Kartendeckblättern. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1936.

Junge Menschen sind heute für alles aufgeschlossen, was sie umgibt, was sie hören und sehen. Eltern und Erzieher aber können unmöglich auf allen Sachgebieten eine befriedigende Auskunft geben. So wird die „Wissenskiste“ zu einem unentbehrlichen und beliebten Nachschlagewerk. Alles Wissenswerte, zum Beispiel über die einzelnen Gebiete der Technik, Fragen der Politik, Geschichte, Rassenkunde und was sonst noch junge Menschen interessiert, findet in dem „Jugendlexikon“ eine vorbildlich lebendige, begrifflich klare und einwandfreie und vor allem auf das praktische Leben ausgerichtete Behandlung. Die eigene Beobachtung und Erfahrung ergänzen sich unaufdringlich mit dem Lehrstoff der Schulen und das Blickfeld des Jungen oder Mädchens erweitert sich schließlich mit Hilfe der beigelegten, entwicklungs-geschichtlich gut dargestellten Bildtafeln zu einer erkenntnisreichen Gesamtschau der Dinge. Die „Wissenskiste“ war ein neuartiger, mutiger Gedanke und ist ein vollendet gelungener Versuch. Die Jugend wird über dieses Buch begeistert sein. W. Glaser

Hans Christoph Raergel: „Schleifisches Brauchtum“. Teil 4 der Schriftenreihe „Ostmark, du Erbe meiner Väter!“, herausgegeben von B. Harnecker und A. Sadowski. Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1936. Preis 1,30 RM.

In einer mit einem Seitwort von Hermann Stehr versehenen, gleichsam dichterisch verklärten Selbstbiographie gibt Hans Christoph Raergel, der Schlesier, eine Fülle von Einzelheiten schlesischen Volks- und Brauchtums in einer Aufzählung, der

Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren

nur bei
Richard Schüler, Springerstraße 12
Stofflager! Solide Preise!

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenlos aus



Reisedienst, Breslau 5

Am Sonnenplatz • Fernruf Nr. 525 51

allerdings leider nur zu oft die wirklich erkennende Sinndeutung fehlt. Brauchtum ist zudem niemals der Besitz eines einzelnen und es wird vom einzelnen auch nur dann wirklich geudet werden können, wenn er es in der Gemeinschaft erlebt und erworben hat. Es kann vom Betrachter — wenn man es überhaupt beschreiben kann und will — vor allem dann nicht restlos erfasst werden, sobald er seine Aufmerksamkeit nur immer auf die nach außen hin sichtbare Gestaltwerdung des Brauchtums und eben nicht auf die ihm innewohnende Bedeutung richtet. So sagt der Verfasser schließlich selbst einmal: „Ich weiß nicht mehr, was das bedeuten sollte“ (Seite 16). Sein Rückblick auf seine Jugend im schlesischen Land läßt übrigens zugleich auch für die Erscheinungsformen schlesischen Volkstums das Gefühl des Versunkenseins und Verlorenseins aufkommen, das die Erinnerung an Vergangenes beherrscht. Zwar ist das vorliegende Heft eine reiche Sammlung äußerer Dinge, aber es zeigt zugleich die Schwierigkeit, das Überlieferte in seinem Wesen auch wirklich zu erkennen, es gleichsam metaphysisch zu erfassen und damit als Ausdruck der schlesischen Seele zu erleben.

H. A. F.

Dr. phil. Franke: „Die oberschlesischen Industriearbeiter von 1740 bis 1866“. Herausgegeben vom Osteuropa-Institut in Breslau. Verlag Priebsch's Buchhandlung, Breslau 1936.

Der Verfasser versucht, eine zusammenfassende Darstellung der mit dem oberschlesischen Industriearbeiter zusammenhängenden Fragen zu geben. Das Einzelschrifttum, welches über die hier behandelten Gebiete bereits vorliegt, ist recht zahlreich und teilweise sehr gründlich. Wenn der Verfasser diesen umfangreichen Stoff in wenig mehr als 100 Seiten verarbeitet, dann ist es dabei freilich selbstverständlich, daß er selbst über wichtige Fragen und Tatsachenbestände nur mit einer kurzen Bemerkung hinweggehen muß.

Die Darstellung geht aus von dem Erwerb Schlesiens durch Preußen. Kurz werden der vorgefundene Zustand und die Bestrebungen Friedrichs des Großen zur Hebung der Industrie geschildert. Die nunmehr einsetzende Umwandlung Oberschlesiens vom Agrargebiet zum Industriegebiet wird verdeutlicht und durch Zahlenmaterial veranschaulicht. Besondere Beachtung ist dabei der Entwicklung der Knappschaff, die in ihren Anfängen ja weit zurückreicht (Rudolfinische Bergordnung von 1577), und insbesondere auch der am 20. 11. 1769 erlassenen „Instruction zur Einrichtung und Führung einer Knappschaffskasse für die Bergleute“ gewidmet. Das für die rechtliche Stellung der Arbeiter so überaus wichtige Gesetz vom 21. 4. 1860, betreffend die Aufsicht der Bergbehörde über den Bergbau, ist in seinen Auswirkungen ebenfalls etwas eingehender behandelt worden. Waren vor Erlaß dieses Gesetzes die Bergleute in Abhängigkeit vom Bergamt, das ihre Arbeitsbedingungen regelte, so trat nunmehr an deren Stelle der freie Arbeitsvertrag.

Über die kulturelle Entwicklung des oberschlesischen Landes wird in den Grundzügen Auskunft gegeben. Dargestellt sind die Bemühungen um die Durchsetzung der deutschen Sprache vor allem seit der Gründung der Oppelner Regierung im Jahre 1816. Die Schlusausführungen befassen sich mit Entstehung, Entwicklung, Arbeitsweise und Erfolg der polnischen Propaganda in Oberschlesien. Hierbei wird die Tarnung aller dieser Bestrebungen mit religiösen Motiven und die Verquickung mit dem Kulturkampf aufgezeigt.

Für denjenigen, der sich erstmalig mit den hier aufgeworfenen und behandelten Fragen beschäftigt, kann das vorliegende Buch ein wesentlicher Wegweiser sein, um so mehr, als die zahlreich angeführten Schrifttumsnachweise eine Weiterarbeit und das tiefere Eindringen in diesen Stoff in willkommener Weise erleichtern. Georg M a i n a l d.

Anmerkungen:

Von interessierter Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß zu der im Aprilheft gezeigten Parkanlage Heinzendorf die Bauten durch Herrn Architekten Hans Thomas, Breslau, entworfen und unter seiner Oberleitung gebaut wurden. Herr Thomas hat auch zu der in Abbildung 1 desselben Heftes gezeigten schönen Parkanlage Reinersdorf das 1912 gebaute neue Schloß entworfen und im Bau geleitet. Wir weisen hiermit gerne darauf hin. In dem betreffenden Heft wurden keine Architekten genannt, weil es im Zusammenhang mit dem Text nur auf die Gärten ankam, die Urheber der Bauten, wie in den angeführten Fällen uns auch nicht bekannt waren.

Im Augustheft sind in dem Aufsatz „Preußentum und Reichsgedanke“ einige Druckfehler zu berichtigen. Es muß heißen:

S. 342, 2. Absatz von unten, drittlte Zeile: Machtbereich ein übernationales Weltreich... statt im übernationalen...

S. 344, 3. Absatz, 4. Zeile: Nationalitätenstaat statt Nationalstaat...

S. 344, 3. Absatz, 7. Zeile: Einfügen hinter wodurch: es

S. 344, vorletzter Absatz, vorletzte Zeile: schlesische Manöver statt schlesische Manöver